

Joachim Kurtz

Der Kobaltgott

(Leseprobe)

*Copyright © 2021 Joachim Kurtz
Alle Rechte vorbehalten*

DER HANG war steil, die Stämme von hohem und schlanken Wuchs, und um die bastgeschnürten Fellstiefel der leicht gebeugten Gestalt, die mit weit ausholenden Schritten bergan stapfte, raschelte das Laub vom Vorjahr. Das einzige noch vorhandene Grün trugen die Kiefern, die vereinzelt zwischen den Buchen und weniger zahlreichen Eichen aufragten. Die Wintersonnwende lag mehr als zwanzig Tage zurück, und wer dafür sehr empfänglich war, nahm bereits eine leise, ganz leise Veränderung in der Länge des Tages gegenüber der Nacht wahr. Aber Kälte und Frost waren noch lange nicht überstanden, das heißt eigentlich hatten sie erst begonnen, auch wenn es gerade trügerisch milde war und kein Schnee lag. Der Himmel war überzogen von gleichmäßigem Grau. Ein matter, schwefeliger Glanz drang durchs Geäst und legte sich fahl auf die Stämme, wenn der Schleier sich ab und an etwas lichtete.

Der einsame Wanderer schritt zielsicher voran und zog kurze Furchen durch das knöchelhohe Laub, das gleich darauf wieder in sich zusammenfiel. Ein breiter, dichter, von stahlgrauen Strähnen durchzogener Bart wucherte in seinen Umhang hinein, der über der Brust von einer silbernen Spange zusammengehalten wurde. Die Kapuze hatte er zurückgeschlagen. Alle zwei bis drei Schritte stieß er die Spitze seines knorrigen, hoch aufragenden Wanderstabs fest in die Erde.

Niemand hätte sagen können, wie lange er wohl unterwegs gewesen sein mochte, aber er schien nicht müde. Andererseits musste er von weither gekommen sein, denn in einem Umkreis von zwei Tagesmärschen gab es nicht die geringste Spur menschlicher Behausung. In seinem Blick lag Entschlossenheit, wenn auch überschattet von einer gewissen Melancholie. Dunkles Haupthaar teilte sich rechtsseitig an seiner Stirn und floss ihm dick, aber ungleichmäßig verteilt über die Schultern.

Er beschritt den Hang in einer Zickzacklinie, ging aber nach links immer ein gutes Stück weiter als nach rechts, und mit deutlich weniger Steigung, so dass er nur langsam an Höhe gewann. Stetig arbeitete er sich in westlich-nordwestlicher Richtung zwischen den Bäumen voran. Abgesehen von einigen Haselsträuchern war nur wenig Unterholz vorhanden, das weiter unten im Tal wesentlich dichter wuchs.

Dort angekommen, wo die Bergflanke sich sanft zur anderen Seite hin wölbte und einen kaum merklichen, abfallenden Grat bildete, machte er halt. Er schien auf etwas zu lauschen, aber nicht auf den schnarrenden Ruf der Krähe, der aus geringer Entfernung zu vernehmen war. Sein Blick war einwärts gerichtet. Weil er aber dastand wie ein Fels, schien er nicht in sich selbst, sondern vielmehr tief ins Innere des mit ihm wie verwachsenen Erdreichs zu blicken. Dorthin waren jetzt in der Tat alle seine Sinne gerichtet. Er verharrte unbeweglich wie ein Standbild und hielt seinen Stab frei über den Boden. Lange stand er so. Bis er den Stab mit einer plötzlichen Bewegung abwärtsrammte. Und dann noch einmal. Und, mit aller Kraft, ein drittes Mal.

Der dritte Stoß blieb nicht unbeantwortet. Von weit her war ein dumpfes Grollen zu vernehmen, tief aus den Eingeweiden der Erde, und fast zeitgleich erschauerte der Berg. Der Boden bebte nur leicht, und doch setzte sich das Zittern an den Baumstämmen fort, lief wie eine Welle bis hinauf in die Kronen und in die äußersten Zweige. Vereinzelt segelten dürre Blattreste zu Boden, fielen abgestorbene Kiefernadeln herab. Der Wald wurde aus seiner Winterruhe aufgeschreckt. Der Eichelhäher pff, und ein Eichhörnchen huschte verschreckt über nackte Äste.

Der Wanderer wandte wie suchend den Kopf. Dann, nach einem kurzen Moment des Zögerns, hielt er auf eine Felsspalte zu, die sich im Schoß des vor ihm hingebreiteten Hanges geöffnet hatte, jetzt nicht ohne Anzeichen leichter Erschöpfung.

Er tastete sich voran an trockenen, frisch geborstenen Wänden. Entlang unzähliger Windungen ging es tief ins Innere des Bergs. Bereits wenige Schritte nachdem er den

Eingang hinter sich gelassen hatte, herrschte pechschwarze Finsternis. Kein Laut der Außenwelt drang mehr herein. Weiter und weiter ging es hinab, Biegung um Biegung wand sich der klammene Weg in den Fels, sinnverwirrend, weil ohne jeden Anhalt zur Orientierung.

Wer jedoch die Fähigkeit besitzt, mittels Stockschläge den Schoß der Erde zu sprengen, oder eine andere Macht dazu zu bewegen ihn in seinem Namen zu öffnen, der ist sicher auch sonst auf keine gewöhnlichen Mittel angewiesen. Irgendwann, nach einer schier endlosen Wegstrecke, begann sich die rechte Felswand immer mehr herabzuneigen, bis die Enge erdrückend wurde. Der Spalt hatte jetzt eine leichte Schräglage und wurde so schmal, dass man sich nicht einmal mehr hätte umdrehen können. Dann schien auf einmal gar kein Durchgang mehr vorhanden zu sein, als die Wände so weit zusammenrückten, dass kaum mehr eine Hand dazwischen passte. Genau an dieser Stelle war aber auch ein Luftzug zu spüren.

Eine Donnerstimme hallte mit solcher Macht durch den Fels, als ob sie allein den Durchgang sprengen sollte:

„Faowgh!!!“

Dumpf setzte sich das Echo auf der anderen Seite des Spalts fort und verlor sich in der Weite einer Felshalle gewaltigen Ausmaßes. Sonst war keine Antwort zu vernehmen, aber dafür begann sich der Felsriss nach und nach glutrot in der Dunkelheit abzuzeichnen, wie eine Ader schmelzenden Erzes.

„Faowgh!“ brüllte der Besucher erneut. „Lass mich ein, du stinkende Schlange! Du bist der einzige Gebieter an diesem Ort. Nur dir gehorcht das Skelett der Erde, das weißt du genau.“

Das Schauspiel vollzog sich als das, was es im Grunde war: ein Erwachen. Die rubinrot gewordene Lichtader veränderte weiter ihre Farbe, langsam, aber stetig. Fast blendend drang es jetzt durch den engen Spalt, ein orangegelber Widerschein, der die ruppigen Ausformungen der Felswand betastete, sie aus der schwarzen Einförmigkeit herausmodellerte. Und eine weitere Stimme ertönte. Nicht laut, nicht ohrenbetäubend, aber dunkel und alles durchdringend, alptraumhaft nah, ein langgezogenes Grollen aus den Tiefen einer Kehle, deren entsetzliche Vorstellung allein genügt hätte, einen Mann um den Verstand zu bringen. Lange rollte die ungeheure Stimme dahin, bis sie schließlich am Ende einen deutlich verständlichen Namen artikulierte:

„Rrrrrrrrrrakhmyr.....“

„Ja, ich bin es“, donnerte es zurück. „Rakhmyr. So nennt mich dein Volk, Faghnar das meine. Und nun öffne den Spalt und lass mich hinein. Hast du mich etwa nicht gerufen? So zwing mich auch nicht, in Gestalt einer Maus vor dich zu treten....“

Noch immer tat sich nichts, wurde dem Verlangen des Besuchers nicht stattgegeben. Der Herr dieses Ortes schien seine Macht auszukosten. Wieder ertönte das Grollen, das der, dem es galt, als hämisches Lachen zu deuten wusste.

„Faowgh“, klang es jetzt fast wie eine Bitte, „im Namen des Feuers, das du hütet, und im Namen von Ghléan, geachtet von dir und den deinen: öffne den Fels und lass mich ein!“

„Ha! in Gestalt einer Maus“, tönte es höhnisch zurück. „Das sähe dir ähnlich, erbärmlicher Vagabund. Passen würde es jedenfalls zur Farbe deines Gewands. Aber bitte – “ Auf die letzten Worte folgte ein sengender, weißglühender Blitz, und mit einem letzten, betäubenden Krachen barst die Öffnung auseinander. „Niemand soll sagen dürfen, Faowgh wüsste Gäste nicht zu empfangen.“ Faghnar wartete, bis auch die letzten Gesteinsbrocken herabgepoltert waren und betrat so befreit die Halle.

Und stand endlich vor ihm: Faowgh, dem Gewaltigen, dem Einzigem seiner Art. Und er sein Rivale.

Es waren die Augen, die leuchteten. Seitlich am Kopf sitzend, verströmten sie Glutlicht wie das einer Esse. Faghnar war auf einem erhöhten Felsvorsprung in die Halle getreten, und Faowghs linkes Auge war das erste was er zu sehen bekam, da es sich auf gleicher Höhe mit ihm befand. Er schlug seinen Mantel enger um sich und schritt darauf zu. Was leuchtete, waren die vorstehenden Augenbälle, und obwohl ihr Licht die Felshalle fast bis in die letzten Winkel erhellte, war es nicht grell. Aber mitten in dem Leuchten stand die Pupille, mannshoch, oben und unten spitz zulaufend, ein pechschwarzer Spalt von Dunkelheit in einem Meer von Licht, eine Bresche zu den Abgründen unsagbarer Finsternis. Unterhalb der Augen rundeten sich mit weitem Schwung die Backenknochen, und darunter wiederum waren Schädel und Unterkiefer ineinander gefügt. Zwei Reihen spitzer, ungleichmäßiger, elfenbeinfarbener Zähne verliefen weithin bis zur Kopfspitze, wo sich die Nüstern blähten. Wie ein schmaler, roter Bach schlängelte sich die Zunge über die Zahnpalisade und gabelte sich am Ende.

Der Drache verharrte bewegungslos, und Faghnar ließ sich furchtlos nieder. Genau dem Auge gegenüber setzte er sich, so nahe, dass er es mit der Spitze seines Stabes hätte berühren können.

Eine ganze Weile geschah nichts. Keiner von beiden hatte auch nur die geringste Eile. Faghnar wandte den Kopf nach rechts und ließ den Blick über Faowghs langen, massigen, gewunden daliegenden Körper gleiten, der das Innere des Berges wie dessen äußeres Abbild durchzog. Er genoss einen Anblick, wie er nur den wenigsten je vergönnt war: Myriaden und Abermyriaden von Schuppen glitzerten smaragdgrün vom Rumpf und von den Gliedmaßen, brachen das aus den Augen strömende Licht und ließen den Widerschein ringsum über die Felswände tanzen. Eine lange Reihe knochiger Zacken krönte den Körper, schlängelte sich wie ein zerklüfteter Bergkamm vom Kopf her über den Rücken, aus dem Nacken heraus mählich ansteigend, bis sie etwa über den Lenden den höchsten Punkt erreicht hatte und von da aus sanft wieder abfiel, um als Aneinanderreihung zahlloser kleiner Zinnen dem Schwanz bis an die eingeringelte Spitze zu folgen. Zwischen den muskulösen Beinen lag gefaltet ein ledriger Flügel, der ausgebreitet an den einer gigantischen Fledermaus erinnert hätte. Jede seiner vier knöchernen Streben, wie auch die Spitze an der sie miteinander verwachsen waren, liefen zu einer scharfen Kralle aus. Der gegenüberliegende Flügel war nicht zu sehen, der dazwischenliegende Rumpf verdeckte ihn.

Schließlich war es Faowgh, der das Schweigen brach:

„Es ist lange her, seit wir uns zuletzt begegnet sind, Rakhmyr.... sehr lange!“

„Oh ja, alter Freund, eine lange, lange Zeit. Selbst für unsereinen.“

„Aber keiner von uns würde je vergessen, nicht wahr?“

„Das will ich meinen!“

„Weder du noch ich.“

„Und du sicher am wenigsten.“

„Nicht ohne Grund, wie du weißt.“

Faghnar sinnierte vor sich hin. Seinem geschuppten Gastgeber war keine Regung anzumerken, aber wenn es irgendwen gab, der ihn kannte, dann er, Faghnar. Stille umfing sie, tief wie ein See. Die Erinnerung trieb darin wie ein Schatten. Sie war ihnen beiden gemeinsam und verband sie wie eine Brücke, war beredter und lebendiger als jedes Gespräch. Auge war auf Auge gerichtet, aber dazwischen standen die Bilder. Faghnar hielt mit geballten Fäusten den Stab, den er vor sich auf den Knien liegen hatte, wie zur Abwehr einer Gefahr.

„Nun“, nahm er den Faden wieder auf, „weshalb hast du mich gerufen? Dein grässliches Knurren drang bis in die entferntesten Täler und die Ebene, ich hörte es durch die Winterstille, als es den Reif von Halmen und Ästen vertrieb. Unter jedem Stein, den ich

umdrehte, konnte ich es hören. Der Bhréandyr beschleunigte seinen Lauf. Und eine Natter sah ich ihr Nest verlassen, das war das untrüglichste Zeichen, eine Schlange, mitten im Winter! Die Richtung in die sie floh wies mir den Weg, ich brauchte nur entgegengesetzt zu gehen....“

„Und du hast nicht gesäumt, wie ich sehe.“

„Dazu hatte ich auch keinerlei Anlass.“

„Nein?“

„Ich hatte auf deinen Ruf gewartet.“

„Du wolltest mich sehen?“ fragte Faowgh listig.

„Tu nicht, als wüsstest du es nicht!“

Faghnars Stimme verriet Ärger. Erst nach einer Weile fuhr er fort:

„Etwas Seltsames geht vor sich. Im Herbst fand ich Aufnahme bei einem Flussfischer und Fährmann. Er und sein Weib bewohnen eine ärmliche Hütte am diesseitigen Ufer des Bhréandyr. Ich brauche dir nicht zu sagen, was für ein hartes Leben sie führen. Es gab wenig Lachse dieses Jahr, fast sah es so aus, als würden sie ganz ausbleiben. Die Steuern dagegen drücken wie immer. Und mehr noch als sonst, denn der Großkönig führt Krieg gegen die Stämme im Osten....“

„Ja!“ fiel ihm Faowgh grimmig lachend ins Wort. „Seltsames geht vor sich, da hast du recht. Ammen und alte Weiber verlernen die Kunst des Erzählens. Die Vandrimar vergessen, dass auch sie einst von Osten kamen. Hat Mraeghdar an den langen Winterabenden nichts von den Taten der Alten vernommen? Mangelt es ihm an Barden, die davon singen? Oder ist es Neid auf ihren Ruhm, der ihn plagt, so dass er eigene Siege erkämpfen muss?“

„Mraeghdar ist jähzornig und grausam“, versetzte Faghnar. „Ich liebe ihn nicht. Einmal sah ich, wie er ein Pferd erschlug weil es lahmt. Was sage ich, ein Pferd – das edelste Ross aus seinem Gestüt! Als der Marschall, der es herangezogen hatte, weinend vor ihm auf die Knie fiel und ihn bat, das Tier zu verschonen, geriet der Herrscher vollends außer sich. ‚Du bettelst um Milde für eine Mähre?‘ brüllte er ihn an. ‚Nimm den Gäulen die Arbeit ab, wenn du so um sie besorgt bist!‘ Darauf ließ er ihn nackt vor einen Pflug spannen, den er ihn über ein distelbewachsenes Brachfeld ziehen hieß, und peitschte ihn dabei halb zu Tode.“

Faghnar hielt einen Moment inne.

„Zu solchen Schandtaten ist Mraeghdar fähig, und zu schlimmeren. Aber die Feindschaft mit den Stämmen im Osten hat er nicht gesucht. Es waren die Feinde, die ihn gesucht haben, ihn und sein Volk, zu dessen Schutz er verpflichtet ist.“

„Die Vandrimar sind Krieger und stolz darauf“, entgegnete Faowgh. „Wollen sie ihr Handwerk nicht verlernen, brauchen sie Feinde; die Bedrängten von einst sind zunichte, und ihr Platz ist es, den sie eingenommen haben.“

„Sie sollten ihren Bedrängern dankbar sein, meinst du?“

Das Schweigen des Drachen fasste Faghnar als Bestätigung auf.

„Und auf ihre Art sind sie es“, stimmte er selbst zu. „Aber du bringst mich von meiner Erzählung ab. Wie ich sagte: ein Flussfischer, in einer Biegung des Rymnaegh Bhréandyr. Zwischen Weiden am Ufer steht seine Hütte, auf Pfählen, hoch genug, um nicht überschwemmt zu werden, wenn im Frühjahr der Fluss die Ebene flutet. Zieht sich das Wasser dann wieder zurück, sammeln Eltern und Kind die Krebse von den Uferwiesen und aus dem Gesträuch....“ Bei den letzten Worten verdüsterte sich Faghnars Miene. „So pfl egten sie jedenfalls zu tun. Der Fischer und seine Frau hatten eine Tochter. Hätte das Mädchen diesen Winter überstanden, wäre es ihr neuntes gewesen. Es war ihr einziges Kind.“ Faghnar verlagerte seinen Oberkörper ein wenig nach vorne und stemmte seinen Stab wie eine Lanze zwischen den Knien auf, ehe er hinzufügte: „Und ihr einziger

Reichtum. Was war sie für ein Geschöpf! Wie sie ihre dunklen Augen über den breiten, geröteten Wangen weitete, als sie mich zum ersten Mal sah. Die Locken fielen ihr wie bronzene Ringe über die Schultern, und leichter als ein Wiesel sprang sie zwischen den Bäumen herum. Sie war es auch, die mich fand.“

„Einen gewaltigen Schreck wirst du dem armen Ding eingejagt haben mit deiner borstigen Fratze....“

Faghnar schüttete sich aus vor Lachen.

„Ja, das mag wohl sein. Wie ein Blitz lief sie zu ihrem Vater, der mir kurz darauf mit der zitternden Kleinen an der Hand entgegenkam, argwöhnisch zunächst. Er fragte mich, wo ich herkäme, wo ich hinwolle, was meine Absichten seien. Ich gab mich als wandernder Korbflechter zu erkennen. Er prüfte mich weiter mit Fragen und abschätzigen Blicken, und es brauchte seine Zeit, bis sein Misstrauen verflogen war. Und doch saß ich am gleichen Abend bei den Fischersleuten am Herdfeuer und teilte ihr ärmliches Mahl. Am schnellsten gewöhnte sich nach dem ersten Schrecken das Mädchen an mich, wie es Kindern eigen ist: eben bist du ihnen noch fremder als ein Reiter aus der Steppe, und im nächsten Augenblick hängen sie an dir wie eine Klette. Sie bettelte ihre Eltern an, mich bei ihnen bleiben zu lassen, und so geschah es.

In den folgenden Tagen half ich dem Mann beim Ausbessern seiner Fischwehr und zeigte ihm dabei viele Handgriffe. Er kam aus dem Staunen nicht mehr heraus, was er alles von mir lernte. Ich nahm dafür nichts als den Schlafplatz am Herd, und an Speise gerade so viel, wie die guten Leute für mich entbehren konnten. Sicher wäre ich den ganzen Winter bei ihnen geblieben, wenn nicht....“

„Wenn nicht?“

Faghnar strich sich den Bart und erwiderte Faowghs grimmen Blick.

„Es geschah, was nie hätte geschehen dürfen. Ein Unheil, das selbst ich nicht von der Familie abwenden konnte. Eines Morgens nach dem ersten Frost zog das Mädchen alleine los, Schlehen zu sammeln. Ich witterte nicht die geringste Gefahr weit und breit, so blieb ich zurück und schnitt Schilf, um das Dach auszuflicken. Der Fischer war den ganzen Tag damit beschäftigt, mit zwei Zimmerleuten Eichenstämme den Bhréandyr hinauf zu flößen. Es wurde Mittag, ich war mit Schilfschneiden fertig und die Kleine war immer noch nicht zurück. Die Mutter schien unbesorgt. Sie wusste, dass ihre Tochter ein Kind der Wälder war, tiefer mit ihren Geheimnissen und Gefahren vertraut als eine Wildkatze. Also machte ich mich daran, die schadhafte Stellen am Dach der Hütte zu beheben. Die Stunden verstrichen, das Mädchen kam immer noch nicht zurück, aber ich war weiterhin unfähig, das Unheil zu orten. Mein einwärts gewandtes Auge versagte. Allmählich wurde es Abend, das Ende eines kühlen, sonnigen Tages, der den Winter ankündigte, und als der westliche Rand des Himmels zu glühen begann wie ein Eisen in der Schmiede, sah ich Ghléan, meine Schwester. So wie ich sie am liebsten sehe: jung, eine Jägerin, mit ihrem silbernen Bogen das Firmament herabsteigend. Und da, genau in diesem Augenblick, durchbohrte es mich wie ein Pfeilschuss aus dem Hinterhalt.“

Faghnar krallte seine breiten, knochigen Hände um den Schaft und blickte zu Boden.

„Auch wusste ich sofort, dass jede Rettung zu spät kam. Ghléan war von jetzt an mein Auge, in dem sie sich spiegelte. Ihr Blick geht überall hin, wie du weißt. Ich erstarrte, als ich das Geschehene sah. Je mehr ich mir bewusst wurde, wie nahe das Kind schon gewesen war, desto hilfloser wurde ich in meiner Wut. So nahe, wie der Rabe mit dreihundert Flügelschlägen fliegt, und ich stand hier auf dem Dach und verrichtete die Arbeit eines Tagelöhners! Meine nächste Umgebung zerfloss in einem Nebel; ich sah nur das Kind, wo es lag. Es war die Stimme der Mutter, die mich wieder zu mir brachte. Sie war nun doch in Sorge und rief vom Rand der Lichtung aus laut nach ihrer Tochter. Als sie vom Wald her keine Antwort erhielt, rief sie mich. Und, Faowgh, dies eine behalte für dich,

wie groß unser Zwist auch sein möge: dass Faghnar sich schämte, den Blick eines einfachen Weibes als ein Lügner erwidern zu müssen. Ich verstellte mich wie die Spielleute, wenn sie Krieger oder niederes Volk unterhalten....“

„Das ist nichts Neues an dir“ unterbrach Faowgh.

„...und verschwieg somit, was ich bereits mit Sicherheit wusste. Die Frau blickte mich vertrauensvoll an. Sie las in meinen Zügen wie jemand der nicht weiß, ob seine Sorgen begründet oder unbegründet sind, aber doch eine Bestätigung für das letztere sucht. Gerade als sie mich alleine auf die Suche nach dem Kind schicken wollte, hörten wir die Stimme des Fischers, der froh war sein Floß am Ufer zu vertäuen, müde von seinem Tagwerk und sehnsüchtig nach dem wärmenden Herdfeuer. Als er vernahm, dass seine Tochter seit dem Morgen nicht aus dem Wald zurückgekehrt war, wurde er so fahl wie die Asche, die sein Weib jeden Morgen in den Fluss streut. Er verlor keinen Augenblick mit weiteren Fragen. Ich begab mich eilends mit ihm auf die Suche, nahm eine andere Richtung als er, wusste aber seine Schritte so zu lenken, dass er die Leiche des Kindes selbst finden musste. Und dann....“

Faghnar seufzte.

„Dann hörte ich seinen Schrei.“

Gedankenverloren kratzte Faghnar mit der Spitze seines langen Stabes auf dem Boden herum, als wolle er damit Worte aus dem Fels stochern, um seine Erzählung fortzuführen.

„Ich kenne die Schreie der Menschen, Faowgh. Ich habe sie oft gehört. Ich hörte sie auf den Schlachtfeldern, wo das Morden tausendfach war, und ich hörte die Klage der Mütter um ihre gefallenen Söhne und geschändeten Töchter, oder wenn sie selbst den siegreichen Feinden anheimfielen. Aber nie, nicht einmal aus den Mündern der lebendig ins Feuer geworfenen, hörte ich einen Schrei wie den des Fischers, als er sein einziges Kind fand.“

„Warum tatest du nichts, ihm den Anblick zu ersparen?“ fragte der Drache. „Liebst du die Vandrimar nicht mehr?“

„Ich liebe sie mehr denn je. Aber was wäre durch Unwissen für den Mann gewonnen gewesen? Die nie sich erfüllende Hoffnung, seine Tochter eines Tages lebendig wiederzusehen? Die Barmherzigkeit einer Täuschung? Nein. Lass die Menschen der Wahrheit ins Auge sehen, selbst wenn sie daran zerbrechen! Nur wer die bittere Wahrheit erträgt, ist stark genug das Leben zu meistern.“

Nach einer Weile fuhr Faghnar fort:

„Sie war entsetzlich zugerichtet. Die Kehle klaffte weit und rot auseinander, zerrissen von einer gewaltigen Kralle. Es war nicht der glatte Schnitt einer Klinge, der sie durchtrennt hatte.“ Bei den letzten Worten verhärteten sich Faghinars Züge, und ein gefährliches Funkeln lag in seinem auf Faowgh gerichteten Blick. „Ich fand ihren Vater über sie gebeugt, ihren Kopf in seiner Armbeuge, er wiegte sie sanft hin und her. Sein Blick war gebrochen, aber noch trat keine Träne in seine Augen. Er hielt sie wie jemand, der sein Kind zum allerletzten Mal in den Schlaf wiegt. Er bemerkte zuerst gar nicht, dass ich neben ihm getreten war. Ganz langsam wandte er mir schließlich den Kopf zu, den Mund wie zum Weinen verzerrt, aber kein Laut drang aus seiner Kehle. Es dämmerte, fast wurde es schon Nacht, und wir hörten die Frau vom Waldrand her rufen. Schließlich überwand er sich und hob sachte das Kind vom Boden auf. Ich ging ihm voraus, der Mutter entgegen, um sie auf den Anblick vorzubereiten. Dafür bedurfte es keiner Worte. Als sie mich langsam und schweigend auf sie zutreten sah, fiel sie zunächst in eine ähnliche Starre wie zuvor schon ihr Mann, mit vor das Gesicht geschlagenen Händen. Dann sah sie den Vater mit dem toten Kind auf dem Arm hinter mir herschreiten und....“

Faghnar hielt in seiner Erzählung inne. Sein Blick ging ins Leere. Zweifellos hatte er manches aus seinem Bericht ausgelassen, als er nach einer Weile fortfuhr:

„Es war eine heitere, sorgenfreie Zeit, die ich den Fischern beschert hatte. Bis jener Mord geschah und ihr ein hässliches Ende setzte. Nie hat Faghnar jemandes Gastfreundschaft schlechter vergolten als durch seine Unachtsamkeit an jenem Tag. Wie konnte dies unter meiner Obhut geschehen?“ haderte er mit sich selbst. „Wie konnte ich mich so schändlich täuschen lassen? Ich, Faghnar, von dem die Menschen lernten, sich das Feuer dienstbar zu machen!“

Er hielt inne und durchbohrte seinen Zuhörer mit einem herausfordernden Blick. Der Drache erwiderte ihn unbeeindruckt und schien nicht im geringsten bereit, auf eine Provokation einzugehen.

„Noch immer weiß ich nicht, welcher Art von Blendung ich erlag. Aber was geschehen ist, ist geschehen. Und es wird ewig an mir haften. Keine Vergeltung wird den Eltern je ihre Gram nehmen können. Wölfe geben ihr Leben hin, um das ihrer Welpen zu sichern. Was könnte es da für die Menschen schlimmeres geben, als den Tod ihrer eigenen Nachkommen beweinen zu müssen?“

Die Fischer bahrten das Kind in der Hütte auf“, setzte Faghnar seine Erzählung fort, nachdem er eine Weile dumpf vor sich hin gebrütet hatte. „Der Frost dauerte an. Das Herdfeuer ließen sie während der folgenden Tage beinahe erlöschen, aber die Frau streute getrockneten wilden Thymian auf die spärlich flackernde Glut. Das Mädchen lag zugedeckt bis zur Brust, und der Hals war mit Birkenrinde umwickelt, so dass die grässliche Wunde nicht zu sehen war. Der Mund war ganz leicht geöffnet, und die Augen hatte ihr der Vater geschlossen als er sie fand. Näher hätte ihr Anblick dem eines schlafenden Kindes nicht kommen können. Die Fischer sind zähe Leute und das Weinen nicht gewöhnt, weswegen ihre Tränen bald versiegt waren. Aber die Stille, steinern und kalt wie der Schmerz den sie in der Brust trugen, erfüllte die Hütte wie die lauteste Klage. Tag wurde zu Nacht, auf Nacht folgte Morgen, und immer wachte jemand neben dem Leichnam. Oft saßen der Fischer und ich Seite an Seite. Einmal brach er sein bitteres Schweigen mit den Worten:

„Du bist ein Wanderer und kommst viel herum. Sag mir: hast du je eine Wunde gesehen wie die, welche die Kehle meiner Tochter durchtrennt?“

Ich verneinte, der Wahrheit gemäß.

„Und hast du je von einem wilden Tier gehört, das seine Jagdbeute liegen lässt ohne seinen Hunger daran zu stillen?“

Ich verneinte abermals. Wir waren im ersten Licht des folgenden Tages zum Ort des Überfalls zurückgekehrt, zu sehen, ob wir irgendwelche Spuren fänden. Die des Kindes verfolgten wir zurück, soweit sie uns in den Wald hineinführten, entdeckten aber nicht den geringsten Hinweis auf das fremde Wesen, das es getötet hatte. Einzig der gewaltsame Tod des Mädchens zeugte von seiner Existenz.

„In harten Wintern sind wir hier oft vor den Wölfen auf der Hut“ sagte der Fischer, „aber dafür wäre es noch zu früh. Flussaufwärts gibt es eine Stelle, wo der Bär sich jeden Herbst Lachse fängt, was meiner Ausbeute in guten Jahren kaum schadet. Dieses Jahr musste er wohl darben. Aber der Abdruck seiner Tatzen wäre nicht zu übersehen gewesen, wenn...“

Er ließ unausgesprochen, was er andeuten wollte, und ich stimmte ihm stillschweigend zu.

„Was immer es war“ führte er seinen Gedanken schließlich zu Ende: „Es tötete meine Tochter um des Tötens willen. Aber warum? Gegen welchen Gott oder Dämon des Waldes haben wir uns nur verfehlt?“

Er erwartete nicht, dass ich es wüsste, schließlich war ich für ihn nur ein einfacher Korbflechter, so wenig mit tieferen Dingen vertraut wie er selbst. Allein, ich hatte seine Zuneigung gewonnen. Aber noch war es nicht Zeit, mich ihm zu offenbaren, zumal meine eigene Ratlosigkeit der seinen tatsächlich gleichkam.

Am folgenden Morgen erhob sich die Frau von ihrem Lager, kniete neben der Bahre nieder, streichelte ihrer Tochter noch einige Male zärtlich durchs Haar und ging dann zur Feuerstelle, wo sie lange sitzen blieb. Ich brachte ihr trockene Zweige und Äste und legte sie ihr vor die Füße, aber sie hatte schon von selbst verstanden, dass es Zeit war Abschied zu nehmen. So wischte sie sich zwei letzte große Tränen ab, die über ihr Gesicht rollten, und blies das Feuer an. Später an diesem Tag schichtete der Mann nicht weit vom Flussufer Reisig und Äste aufeinander, während sie an dem Kind die letzten Vorbereitungen zur Bestattung traf. Eine Puppe, die sie ihr einmal genäht, und ein Holzpferdchen, das der Vater ihr geschnitzt hatte, waren die einzigen Grabbeigaben. Gegen Abend trugen wir den Leichnam hinaus und betteten ihn unter dem bleigrauen Himmel auf den Scheiterhaufen. Die Mutter schritt neben uns her und brachte Feuer in einem irdenen Gefäß. Sie stellte es am Fuß des Scheiterhaufens ab; wir sahen schweigend zu, wie der eisige Wind das Reisig entfachte, und im Nu loderten die Flammen mannshoch. Niemand wollte sehen, wie sie den vorzeitig seines Lebens beraubten Körper verzehrten, und so verbargen wir das Gesicht vor ihnen oder blickten starr zu Boden. Und während sie nach und nach herunterbrannten, wurden wir von der blauen Dämmerung eingehüllt.

Schließlich bückte sich die Frau und entzündete an der noch züngelnden Glut ein Talglicht, leicht genug, dass die Strömung des Flusses es auf einem breiten, flachen Korb aus Schilf trug, den ich eigens geflochten hatte. Vorsichtig bestieg sie damit das Floß, ihr Mann folgte ihr und stieß es vom Ufer ab, wo er es mit einem langen Seil vertäut hatte. Ich blieb wartend zurück. Als sie die Mitte des breiten Stroms erreicht hatten, empfahlen die Eltern die Seele ihres Kindes dem Bhréandyr, dass er sie sicher geleiten möge. Dann ließ die Mutter langsam, ganz langsam das Licht zu Wasser, und nachdem die Strömung es einmal erfasst hatte, trieb es wie ein verirrtes Glühwürmchen durch die hereinbrechende Nacht. Ich sah, wie es sich flackernd entfernte und hinter der nächsten Flussbiegung von der Dunkelheit geschluckt wurde.“

„Und dafür bist du gekommen? Mich mit Begräbnisgeschichten zu langweilen?“

„Oh, ich bedaure sehr, dass ich nichts kurzweiligeres zu berichten habe; aber eigentlich kam ich ja in der Hoffnung, du würdest mir etwas erzählen.... Oder warum sonst hast du mich gerufen?“

„Das hat Zeit“, grollte es tief aus Faowghs Kehle. „Du bist doch nicht in Eile, Freund Rakhmyr?“

„Dann interessiert es dich vielleicht zu hören, was ich auf meiner weiteren Reise alles in Erfahrung brachte“, sprach Faghnar weiter. „Ich verließ die Fischer wenige Tage später, um flussaufwärts gen Kadhlynaegh zu ziehen. Ich sagte nicht Lebewohl, sondern machte mich in aller Frühe auf den Weg, als beide fest schliefen, noch immer erschöpft von den Tagen und Nächten des Trauerns. Aber ich hinterließ ihnen ein Abschiedsgeschenk, und ich bin sicher dass sie es als solches erkannt haben.“

Bis ich die Stadt des Königs erreichte, stand der Mond wiederum im ersten Viertel. Ich reiste in vielerlei Gestalt, wie es meine Gewohnheit ist, und doch immer im gleichen Gewand. Bald war der Wald meine Straße, bald wanderte ich über die immer dichter besiedelten Auen. Zunächst legte ich meinen Weg bei Tag zurück. Nun ist mir während des langen Zeitalters seit Beginn meiner Wanderung an Gutem und Schlechtem alles von den Menschen widerfahren, was du dir auszudenken vermagst, außer dem einen: dass mich jemand nach Anbruch der Dämmerung noch durch seine Tür treten hieße. Denn das

einfache Volk, mit dem ich am meisten verkehre, fürchtet die Nacht wie den ärgsten Feind, und mit ihr alle Kreaturen die sie hervorbringt. Aber diesmal kam es anders.

Ein alter Köhler, der die entlegenste Waldhütte in den Bergen südlich von hier bewohnte, fand mich nach Sonnenuntergang auf der Lichtung, wo er seinen Meiler hatte. Er war taub wie eine Nuss und schien etwas sonderbar, wie alle Menschen die so einsam und abgeschieden ihre Tage fristen. Aber seine Augen waren schärfer als die eines Habichts, jedenfalls auf eine gewisse Entfernung, und sogar im Halbdunkel. Er fürchtete sich kein bisschen; sobald er mich sah, rief er mich herbei und nötigte mich ohne Umschweife, bei ihm einzukehren. Die ersten Sterne funkelten wie geschliffene Gemmen am Abendhimmel, er sagte, es würde eine bitterkalte Nacht werden, und er wolle mich nicht draußen erfrieren lassen. Er meinte aber, noch eine weitere Erklärung für seine Gastlichkeit schuldig zu sein. Er fügte nämlich hinzu:

„Haeldwyr hat bereits ausgeschirrt, und Ghléan macht sich spät auf den Weg. Am frühen Morgen wärt Ihr mir weniger willkommen gewesen.“

So folgte ich ihm zu seiner Hütte, die geschützt hinter einem Bergvorsprung auf der Talsohle stand, nicht weit von der Lichtung entfernt. Dort teilte er seine dünne Nachtsuppe mit mir. Ich erwartete, dass er mich nach meinem Tun und Treiben ausfragen würde, aber er zeigte nicht das geringste Interesse daran, was draußen in der Welt alles vor sich ging. Ein anderes Leben als sein Köhlerdasein vermochte er sich gar nicht vorzustellen. Er hat das Handwerk von seinem Vater gelernt, und der von dem seinen. Er selbst ist kinderlos geblieben und seine Frau vor vielen Jahren davongelaufen, wahrscheinlich mit einem der Händler, von denen er im Tausch gegen seine Kohlen das Nötigste zum Leben erwirbt. Menschliche Gesellschaft verabscheut er nicht, sie ist ihm vielmehr egal. Der Wald dagegen ist ihm Vater und Mutter. Er war die Wiege, der er entwachsen ist, und bald wird er das Grab sein, das ihn aufnimmt. Alle Dinge des Waldes, selbst wenn er sie nicht benennen kann, sind ihm seit jeher so bekannt, als gäbe es nichts anderes.

Als wir noch an der rußigen Feuerstelle beisammen saßen und einen Krug von seinem selbstgebrauten Met tranken, fragte ich ihn in Anspielung auf seine Einladung, oder besser darauf, wie er sie begründet hatte:

„Wie kommt es, dass Ihr den Mond am Taghimmel mehr fürchtet als die Nacht ohne Mond?“

Er wandte den Kopf zur Seite, um mir das andere Ohr hinzuhalten, mit dem er etwas besser hörte, und forderte mich auf meine Frage zu wiederholen. Ich rief laut:

„Ihr sagtet vorhin ganz richtig, dass der abnehmende Mond erst spät in der Nacht aufgeht. Weshalb hätte es Euch nicht behagt, mich am Morgen anzutreffen, wenn er noch hoch am Himmel steht?“

Er sperrte seinen mit wenigen gelben Zähnen bestückten Mund auf und blinzelte mich an, als hätte ich ihn gefragt warum Forellen nicht auf Bäumen wachsen. Dann schien ihm zu dämmern, dass ich sicher von weit her kam, von den Ufern des Bhréandyr vielleicht, den er nur aus Erzählungen kannte, oder womöglich von noch weiter weg. Und wie alle Fremden stellte ich seltsame Fragen. Er antwortete:

„Haeldwyr verehere ich vor allen anderen Göttern. Er zeigt sich geradeheraus, wie er ist, sein Licht bringt den Tag und schärft meinen Blick. Ghléan und ihr Zwielicht sind dagegen verräterisch; immerzu wechselt sie ihre Gestalt, und weder bekennt sie sich zum Tag noch zur Nacht. Aber sie fürchte ich nicht. Was ich fürchte, sind die Wesen die mit ihr kommen und gehen...“

„So, als hätten sie den Mond zum Taggestirn?“ warf ich ein.

„Ich weiß ja nicht, wie Ihr es haltet“ sprach er weiter. „Aber Ihr seht mir nicht aus wie ein Mondwandler. Sucht Ihr nicht Zuflucht bei Nacht und geht Euren Geschäften dann nach, wenn die Sonne Eure Wege erhellt? So steht auch mir der Sinn. Der Mond mag kommen

und gehen, wie er will: ich verrichte meine Arbeit bei Tag, und schlafe und wache mit Haeldwyr. Wenn Gnidhr ihm die Tore im Osten öffnet, bin ich meistens schon auf den Beinen, und spätestens wenn Haeldwyr seinen Wagen von Westen her wieder in die Unterwelt lenkt, zieht es auch mich unter mein Dach. Es sei denn, ich muss den brennenden Meiler bewachen. Im Wald aber wohnt manche seltsame Kreatur. Viele schlafen am Tag und kommen nachts aus ihrer Höhle, wie der Dachs. Und wieder andere richten sich nur nach dem Mond. Vor ihnen hüte ich mich am meisten.'

„Und solche Wesen sind Euch begegnet?“ wollte ich wissen. Darauf kicherte der Alte wie ein erfahrener Haudegen, der sich in seinen Heldentaten sonnt und sich über die Unbedarftheit seiner Zuhörer lustig macht, vor denen er sie zum Besten gibt.

„Ob sie mir begegnet sind?“ gluckste er. „Sie achten der Zäune und Wege, das ist unser Glück. Wo immer ein Feuer brennt und die Mitte einer Wohnung oder Arbeitsstätte bezeichnet, halten sie sich außerhalb der gesteckten Grenzen, der sichtbaren wie auch der unsichtbaren. Dem Auge entfliehen sie schneller als ein flinkes Wiesel, aber früher konnte ich sie oft hören. Und glaubt mir, ich spüre ihre auf mich gerichteten Blicke wie stechende Lanzen. Aber ihr Treiben ist unverlässlich und folgt keiner Regel oder festen Gewohnheit. Wenn sie auch nur mit dem Mond hervorkommen, so tun sie es längst nicht immer. Sie können mitunter Jahre ausbleiben, und ich bin überzeugt, sie wollen mich leichtsinnig machen und zur Unvorsicht verleiten. Aber so einfach ist der alte Bléaghwyn nicht zu überlisten. Sie haben es auf mich abgesehen, ja, denn sie wissen, dass ich zu gewissen Zeiten meinen Bereich verlassen muss, um gefälltes Holz beizuschaffen. Sie hoffen, dass ich den Mond vergesse und ihnen in die Falle laufe. Aber nicht mit mir, oh nein, nicht mit dem alten Bléaghwyn!“

Er kicherte weiter in sich hinein, und wer es nicht besser wüsste, hätte ihn in diesem Moment für verrückt halten mögen. Aber ich sah das Blitzen in seinen Augen, und es sagte mir, dass er wusste wovon er sprach.

„Habt ihr je in irgendeiner Weise Schaden an ihnen genommen?“ fragte ich schließlich. Daraufhin kratzte er sich die weißen Bartstoppeln und sinnierte lange vor sich hin. Er schlürfte ein paar Mal an seinem Metkrug, ehe er weitersprach:

„Ich war das dritte von vier Geschwistern. Meine Schwester, die älteste von uns, wurde in ihrem fünfzehnten Sommer einem Schmied zur Frau gegeben. Mit ihm zog sie weit weg, in die Ebene. Hernach habe ich sie nur noch zwei Mal gesehen. Mein jüngerer Bruder betrieb lange mit mir zusammen die Köhlerei. Noch vor der nächsten Sonnwend jährt es sich zum dreiundzwanzigsten Mal, dass er beim Aufstechen des Meilers eingebrochen und an den Brandwunden gestorben ist. Aber mein älterer Bruder....“

Er trank noch einen tiefen Zug, ehe er den Satz beendete:

„Zwei oder drei Jahre, ehe sich die Schwester vermählte, ging er eines Morgens Gründlinge fangen und kam nicht wieder nach Hause....“

Es war nicht leicht, ihm die ganze Geschichte zu entlocken. Er erzählte sie stockend und verworren, auch wurde ihm die Zunge immer schwerer vom Met. Herauszuhören war aber, dass irgendwann die Schwester gelaufen kam und vor Entsetzen schrie, weil sie gesehen hatte dass der Bach Blut mit sich führte. Als man den Knaben talaufwärts suchen ging, fand man seinen entstellten Leichnam am Ufer liegend. Auch habe er an jenem Vormittag zum ersten Mal bewusst den Mond am blauen Taghimmel gesehen, sagte der Köhler. Es ist ihm unmöglich, diese Erinnerung nicht mit dem gewaltsamen Tod seines Bruders in Zusammenhang zu bringen.“

Faowgh sagte in die auf Fagnars letzten Satz folgende Stille hinein:

„Der Köhler spricht nicht schmeichelhaft von deiner Schwester.“

„Es wäre auch nicht recht, dies von ihm zu erwarten. Ghléan wandert über ihn hin, ein ums andere Mal, und achtet nicht seinergleichen und ihrer Geschicke. Vielleicht dass sie

ihm etwas Licht spendet, in den langen Nächten wenn er auf der Hut sein muss, dass sein Meiler weder erlischt noch zu heiß wird. Und auch das nur, wenn ihr der Sinn danach steht. Kein Wunder, dass sie ihm launisch erscheint, und eins weiß ich sicher: sie selbst würde es ihm am wenigsten verdenken.“

„Und der Tod seines älteren Bruders.... gibt er nicht ihr insgeheim die Schuld?“

„Das habe ich so nicht verstanden. Er weiß von Wesen im Wald, darunter einige, von denen er sich bedroht fühlt. Er weiß, dass ihr Schlafen und Wachen vom Kommen und Gehen des Mondes bestimmt wird, und was ihn darauf brachte, ist eine schreckliche Erinnerung aus seiner Kindheit. Nun gibt es aber auch andere schädliche Kreaturen, die er meidet, und keineswegs alle lieben den Mond oder die Nacht. Etwa die Hornissen. Am gefährlichsten sind sie am hellen Tag und in der größten Sommerhitze. Im Schwarm können sie so todbringend sein wie ein Rudel Wölfe. Beschuldigt der Köhler nun Haeldwyr, dass sein strahlendes Licht die Hornissen hervorbringt und ihm auf den Hals hetzt? Nein. Stattdessen trifft er Vorkehrungen, ihren Weg nicht zu kreuzen. Die Sonne aber verehrt er als Lebensspender.“

„Und den Mond und dich selbst als vagabundierende Gaukler, in stets wechselnder Verkleidung?“

„Ob er Faghnar für einen Gaukler achtet, habe ich ihn nicht gefragt. Ich weiß nur, dass er einem müden Wanderer Herberge bot, als dieser kaum damit rechnen durfte.“

„Ob er ahnte, welch hoher Besuch ihn beehrte?“

„Wenn ja, so spricht dies für seinen Scharfsinn, und wenn nicht, ist seine Gastfreundschaft umso aufrichtiger zu werten.“

„Wenn er dich insgeheim erkannte, dann wusste er wohl auch, dass er einen Dieb unter sein Dach lud?“

„Denselben, dem er sein Köhlerfeuer verdankt.“

„Stolze, ruhmreiche Völker der Vandrimar! Sie schmelzen ihr Erz und sie schmieden ihre Waffen in dem Feuer, das sie der Arglist eines Unsterblichen zu verdanken haben. Was Wunder, dass sie ewige Habgier und Zwist auf sich luden!“

„Das gleiche Feuer, womit sie das Eisen hervorschmelzen, dient ihnen zum Brennen von Glas und Ziegel. Ihre Städte zeugen davon. Aus dem Eisen schmieden sie nicht nur Stahl für Schwerter und Lanzen, sondern auch Kessel, Fassreifen und Pflüge. Und aus dem Gold, das sie so oft gegeneinander aufbringt, fertigen sie dennoch Kunstwerke von großer Schönheit. Ebenso aus dem Silber. Was hatten die Laeghtrimar dem entgegenzusetzen?“

„Da hast du recht. Am wenigsten den Schwertern und Lanzen.“

„Ihre Feldfeuer taugten allenfalls für Kupfer oder Zinn, und der Wolf war ihr Rivale bei der Jagd. Die Vandrimar aber lernten den Boden zu pflügen und zähmten den Ur. Die Laeghtrimar konnten nicht gegen sie bestehen.“

„Ihr Stolz gab ihnen Bestand.“

„Sofern sie nicht Diener der Vandrimar wurden oder sich mit ihnen vermischten.“

„Warum nennst du nicht die Dinge beim Wort, Freund Rakhmyr: die Vandrimar versklavten sie und raubten ihre Frauen und Mädchen.“

„Die Laeghtrimar standen an einem Scheideweg. Das Zeitalter des Drachen ging zu Ende und ein neues kündigte sich an: das der Menschen. Sollten sie die Fackel entgegennehmen oder weiterhin einer Echse huldigen?“

„Denen, die mir die Treue hielten, fehlt es an nichts. Sie haben ihren Lohn. Die deinen dagegen fristen ein Dasein, das geprägt ist von Arbeit, Kampf und unsäglichen Mühen.“

„Den Preis ihres Sieges zahlen sie ohne zu murren, denn sie wissen: sie sind die Statthalter der Welt!“

„Der hiesigen Welt, Rakhmyr, allenfalls der hiesigen.“

„Von der so manche deiner Anbeter sich nicht lösen mögen, wie es den Anschein hat.“

„Das glaubst du?“

„Widerlege es, wenn du kannst!“ forderte Faghnar den Drachen heraus. Und da er nicht gleich eine Antwort erhielt, fügte er an: „Aber vielleicht ist das ja gar nicht dein Wunsch. So höre, was mir der Köhler noch verriet, ehe ich meine Reise fortsetzte. Es war am folgenden Morgen, dass er mir zum Abschied folgende Empfehlung mit auf den Weg gab:

„Vergesst nicht die Gefahren, die Euch abseits der Straße auflauern, und weicht um nichts in der Welt von ihr ab. Sucht lieber Herberge an einem bewohnten Ort, wenn Ihr nicht sicher seid, den nächsten vor Einbruch der Nacht zu erreichen. Und noch etwas: nehmt Euch zurück und stellt keinem Mädchen in den Wald nach – nicht, so lange Ghléan ihre Bahn nicht durchmessen hat! Haben die Waldfrauen Euch einmal betört, seid Ihr verloren. Glaubt mir, ich weiß wovon ich spreche, denn einmal war ich nahe daran. Nun nehmt den Weg, der Euch vom dortigen Rand der Lichtung aus zum Bach führt und folgt dessen Lauf. Nach wenigen Meilen kommt Ihr an eine Furt, und wenn Ihr Euch nicht allzu ungeschickt anstellt, könnt Ihr auf den herausragenden Steinen fast trockenen Fußes ans andere Ufer gelangen. Passt aber auf, dass Ihr nicht ausrutscht. Auf der anderen Seite angelangt, führt Euch der Weg weiter bis zu einer Kreuzung. Dort geht in südöstlicher Richtung, um die Straße nach Kadhlynaegh zu nehmen. Und nun lebt wohl!“

Damit schritt er seinem Meiler zu, ohne sich noch einmal nach mir umzudrehen, und ich machte mich auf den Weg. Es war ein kalter, sonniger Wintertag, aber noch immer war kein Schnee gefallen. Ich ging wie er mir gesagt hatte, den Bach entlang und über die Furt. Gegen Mittag war ich bereits auf der alten Straße nach Kadhlynaegh und noch immer keiner Menschenseele begegnet. Was nun die Warnung des Alten anging, wusste ich dass sie berechtigt war. Solange Ghléan mich begleitete, ließ ich mit ihrer Hilfe meinen Blick schweifen. Auch mein anderes, das einwärts gerichtete Auge, spähte so scharf es nur konnte. Aber nichts war zu entdecken, was meine Aufmerksamkeit erregt hätte. Von der Ebene bis weit hinter die Köhlerhütte ins Gebirge hinein, und im gleichen Umkreis nach Norden und Süden hin, fand ich nicht die geringsten Anzeichen von dem was der Alte mir beschrieben hatte.

Neun Tage später traf ich an Mraeghdars Hofsitze ein. Wie ich schon sagte, führt er Krieg; und er ist nicht wie sein Vorgänger, der es vorzog die Herzöge um das Feuer der Burghalle zu versammeln und seine Strategien im Schutz fester Mauern zu ersinnen, statt in den windgepeitschten Zelten des Feldlagers. Mraeghdar liebt seine Krieger, er ist einer der ihren und kämpft stets in vorderster Reihe. Sie verehren ihn mehr als die Schutzgöttinnen, denen sie vor der Schlacht zu opfern pflegen. Ich wusste, dass ich ihn in Kadhlynaegh selbst nicht antreffen würde, aber das war auch gar nicht der Grund meiner Reise. Ich machte sie vielmehr um ihrer selbst willen....“

„Hättest du auf deinen Wanderungen ein Ziel, wärst du ja auch kein Vagabund.“

„....denn um die Geschicke der Vandrimar lenken zu können, muss ich unter ihnen weilen und mich mit ihren Nöten vertraut machen. So streifte ich mehr durch die abseits gelegenen Dörfer und Gehöfte, als dass ich mich an die breite Heerstraße hielt. Was ich von dem Köhler in Erfahrung gebracht hatte, knüpfte direkt an das Erlebnis bei den Fischern an. Was nun diese mit jenem gemeinsam haben ist, dass sie ein sehr entlegenes Gebiet bewohnen, die Fischer weit flussabwärts, der Köhler tief in den Bergwäldern. Hier wie da verliert sich das Siedlungsgebiet der Vandrimar in der einst den Laeghtrimar abgetrotzten Wildnis. Weder der Mord, dessen unfreiwilliger Zeuge ich geworden war noch der, den mir der Köhler schilderte, wurden von Menschenhand verübt. Warum aber waren sich beide Greueltaten so ähnlich, zumal sie doch fast die Zeitspanne eines

Menschenlebens auseinander lagen? Um herauszufinden, ob derlei sich etwa häufiger zutrug, war ich vor allem auf die Erzählungen der Waldbewohner angewiesen.

Es bedurfte großer Aufmerksamkeit, aus ihren üblichen Schauergeschichten das herauszuhören, was wirklich aufschlussreich war. Aber es lohnte sich. Ehe ich Kadhlynaegh erreichte, wusste ich von wenigstens fünf weiteren Vorfällen, von denen keiner länger als zwanzig Jahre zurücklag, darunter ein Doppelmord; man zeigte mir die Stelle im Wald, wo einmal zwei junge Liebende niedergemetzelt wurden, die sich dort heimlich im Schutz einer Klippe trafen. Die natürliche Farbe des Felsbodens war gelb, wie die der Klippe selbst. Bis auf da, wo ihn das eingesickerte Blut der beiden rostrot gefärbt hatte.

Von den anderen vier Morden waren wiederum zwei an Kindern verübt worden, nämlich einem Jungen, der seinen achten Sommer nicht mehr erlebte, und seiner etwas jüngeren Halbschwester (und wenn ich hier nicht auch von einem Doppelmord spreche, dann deshalb, weil das Mädchen mehr als zwei Jahre nach dem Jungen getötet wurde, und auch nicht am gleichen Ort). Jedenfalls hatte der Vater, ein Fellgerber, danach nur noch zehn Mäuler zu stopfen. Er war bereits zum dritten Mal vermählt, und seine jetzige Frau hatte ihm bisher zwei Töchter geboren, von denen eine das ermordete Mädchen war.

Die letzten beiden Morde betrafen einen Jungbauern und einen Hirten. Sie stammten aus zwei weit voneinander gelegenen Dörfern und kannten einander nicht. Außer ihrer Abkunft als Leibeigene hatten sie nichts miteinander gemeinsam.

Nun waren aber alle diese Morde nachts geschehen, oder doch wenigstens in der Dämmerung. Das heißt, alle bis auf einen, nämlich den an der Tochter des Gerbers; denn wie das Fischermädchen, oder der ältere Bruder des Köhlers, lief auch sie auf der Suche nach Nahrung ihrem Mörder in die Hände. Den Menschen nahebringen zu wollen, weniger die Nacht zu fürchten als vielmehr Auf- und Untergang des Mondes im Sinn zu behalten, hatte meist Gleichgültigkeit zur Folge, wenn nicht blankes Unverständnis. Ich ließ es dennoch nicht unversucht. Und vielleicht“, fügte Faghnar spitz hinzu, „vielleicht wird sich nach einem der kommenden Morde doch der eine oder andere an die Worte jenes seltsamen Vagabunden damals erinnern, und was er von einem allein im Wald lebenden alten Köhler zu berichten wusste....“

„So hast du ihn tatsächlich ernst genommen?“

„Und schwerlich wirst gerade du mich überzeugen, ich hätte nicht gut dran getan.“

Faghnar hielt seinen Stab wieder aufrecht zwischen den Knien und verharrte ebenso schweigsam und regungslos wie sein Gegenüber. Direkt vor ihm klaffte die Pupille, als wollte sie ihn verschlingen. Nirgends auf der Welt lagen gleißende Helle und schwärzeste Finsternis, sengende Glut und lähmende Kälte so nahe beisammen, waren dichter miteinander verwoben als in dieser Berghalle. Faowghs magnetischer Blick verschmolz alle nur denkbaren Gegensätze, zog sie an sich und verströmte sie von neuem, war schwarzes Licht und brennendes Eis. Aber Faghnar war gegen diese alles verschlingende Macht gefeit. Dass Faowgh es wusste, schürte seinen Drachenzorn um so mehr; dies wiederum wusste Faghnar, und so las einer aus des anderen Blick.

Endlich, nach geraumer Zeit, fragte Faowgh:

„Was unternahmst du von Kadhlynaegh aus, nachdem du den König nicht antrafst?“

„Da ich, wie gesagt, seine Anwesenheit ohnehin nicht erwartet hatte, mischte ich mich auch dort zunächst unter das einfache Volk. Ich verkehrte mit Sklaven, Mägden, Knechten, Hausdienern aller Art. Sie, die die niedrigsten und alltäglichsten Arbeiten verrichten, sind fast überall zugegen; weil man sie aber so gering achtet, vergisst man oft ihre Anwesenheit oder sieht leichtfertig über sie hinweg, und daher entgeht ihnen auch nichts. Nun war in aller Munde der Krieg in den östlichen Marken, aber kein Wort war zu hören von Bluttaten von unbekannter Hand, verübt im Verborgenen an Schwachen und

Schutzlosen, und scheinbar ohne jeden Beweggrund. Natürlich geschieht, was immer geschieht: Raubmorde und tödlich endende Zankereien, auch Rachedaten, oder Morde zur Rettung der Ehre oder aus Eifersucht. Aber von den Gefahren, denen die Bewohner der entlegenen Dörfer und Waldgebiete ausgesetzt sind, ist bisher nichts in die Königsstadt vorgedrungen, denn wer schert sich schon um die furchtsamen Bauern und Viehhirten draußen auf der Heide. Und somit fand ich einmal mehr die Worte des Köhlers bestätigt: was immer sich hinter der Bedrohung verbirgt, es ist wenn auch kein Tier, so doch in der Wildnis zuhause. Herdfeuer, Wohnstätten, jedes von Menschen auf irgendeine Weise in Besitz genommene oder dauerhaft genutzte Stück Erde meidet es, oder schreckt davor zurück. Das erklärt, warum vor allem die Bewohner der Stadt bisher unbehelligt geblieben sind.

Schließlich verdingte ich mich als Helfer des berühmtesten Waffenschmieds in Kadhlynaegh, den ich rasch von meinen Fertigkeiten an der Esse überzeugte. Sein Stand, der seit jeher dem des Kriegers am nächsten kam, ist so angesehen wie nie zuvor, und bis spät in die Nacht hallt sein Amboss von Schlägen wider. Die tüchtigsten Herzöge kommen zu ihm, ihre Schwerter nach eigenen Vorgaben bei ihm fertigen zu lassen. Sie zahlen gut, und Irmwyn profitiert zudem von ihren Erfahrungen im Kampf, da sie ihm helfen seine Kunst stetig zu verfeinern.

Oft war ich zugegen, wenn von Mraeghdar die Rede war. Sie sprechen seinen Namen mit großer Ehrfurcht aus, und wer sie reden hört zweifelt nicht, dass sie ihm blind in jede Schlacht folgen würden. Ich hörte aber auch anderes aus ihren Erzählungen heraus; missliebiges, das unausgesprochen blieb, sich nur in Form vager Andeutungen durch ihre Rede wand. Sie scheinen Dinge gesehen zu haben, an die sie sich am liebsten gar nicht erinnern möchten.“

„Schlimmer als die Morde an Kindern und anderen Unschuldigen, die dein Gemüt so beschweren?“

Faghnar strich sich über den Bart, indem er Faowgh unverwandt anblickte. Das Feuer in Faowghs Auge schien auf seinen eigenen Blick überzuspringen, wenn auch in anderer Gestalt: war es wirkliche, lodernde, sichtbar brennende Glut, die Faowghs enge Pupille einbettete, fand sie ihren Widerpart in Faghnars Blick als ein Blitzen wie aus dunklen Wolken, die ein herannahendes Gewitter verkünden. Der Drache beobachtete ihn vollkommen starr und regungslos, die Fänge weit genug geöffnet, um beide Reihen langer, spitz zulaufender Zähne zu entblößen. So drohten sie einander ohne ein einziges Wort, Faghnar indem er seine anschwellende Wut wetterleuchten ließ, Faowgh indem er seine unüberwindliche, erdrückende Macht mit der Kaltblütigkeit des Reptils zur Schau stellte. In jedem Fall war, was sie einander mitteilten, unmissverständlich. Würde jener den beständigen Provokationen erliegen und seinem Zorn Taten folgen lassen, dann würde dieser als Antwort seine ganze zerstörerische Kraft entfalten. Mit zweifellos verheerenden, weit über das Zusammentreffen der beiden Kontrahenten hinausgehenden Folgen.

„Du lässt keine Gelegenheit verstreichen“ knurrte Faghnar, „das Volk der Vandrimar deiner Missgunst auszusetzen. Welchen Verdacht du zugleich in mir nährst, weißt du selbst am allerbesten. Aber ich werde keine Anschuldigung aussprechen, die ich nicht angemessen begründen und mit Belegen untermauern kann. Dazu wirst du mich mit all deinen Listen nicht bringen.“

Du wolltest wissen, was ich von Kadhlynaegh aus zu unternehmen gedachte. Und ich kam so weit dir zu berichten, welche Erkundigungen ich in der Stadt selbst einholte, und wie ich dabei voring. Nachdem ich also Gewissheit erlangt hatte, dass die aus den hiesigen Wäldern drohende Gefahr bisher auf einzelne Vorkommnisse beschränkt blieb und nur entlegene Gebiete betraf, hielt ich mich jetzt, als Gehilfe Irmwyns des Schmieds, über den Hergang des Kriegs im Osten auf dem Laufenden. Und was ich dabei zu hören

bekam, war fremdartig und beunruhigend. Der Krieg ist ein grausames Handwerk, ist es immer schon gewesen und wird es immer sein; aber was Irmwyns Auftraggeber durchblicken ließen, deutete eine ganz und gar ungeahnte Wendung an.

Zur Sommerrückkehr beschloss ich, Mraeghdar in seinem Winterquartier aufzusuchen; so verließ ich Kadhlynaegh vier Tage später, um weiter flussaufwärts zu ziehen. War nun den ganzen Winter immer noch kein Schnee gefallen, außer vielleicht in den höchsten Berglagen, hatte doch die ganze Zeit über bitterer Frost geherrscht. Und dann, am dritten Tag meiner Wanderung, geschah was ich am wenigsten erwartet hätte: der Winter hätte gerade erst recht beginnen sollen, aber die Kälte floh aus dem Boden und selbst aus der Luft. Die Zweige der Bäume und Sträucher und die braungefrorenen Gräser auf den Weiden warfen den Raureif von sich ab wie eine Schlange ihr Schuppenkleid. Es geschah so offensichtlich zur Unzeit und bei falschem Wind, dass ich auf der Stelle wieder kehrte. Je weiter ich in die Ebene zurückkam, desto untrüglicher wurden die Anzeichen. Ich folgte der Biegung des Bhréandyr nach Norden, er führte ungewöhnlich viel Wasser für diese Zeit des Jahres. Gerne hätte ich einige Tagesreisen auf einem Floß zurückgelegt, aber ich fürchtete, der Strom würde mich zu weit am Gebirge vorbeitragen und mich so zu einem Umweg nötigen. Ich war auf die Zeichen der Erde angewiesen, um deinen Aufenthaltsort zu finden, nicht die des Wassers. Das einzige was ich mit Sicherheit wusste war, dass du deine Wohnstätte irgendwo in den Wäldern des Westens hattest. Das war wenig genug, aber doch besser als nichts.

Und dann, eines Morgens, sah ich die Natter.

Sie floh wie von Sinnen, aber nicht vor mir, sondern kam im Gegenteil auf mich zu. Sie kreuzte meinen Weg genau vor meinen Füßen, wand sich der aufgehenden Sonne entgegen, und sah mich entweder nicht, oder, was wahrscheinlicher ist, die Furcht vor dem was sie trieb war größer. Ich folgte ihr und stellte fest, dass ihr Weg pfeilgerade von einem nordwestlich gelegenen Punkt wegführte. Für mich endete er am Flussufer. Für die Viper hingegen nicht, sie stürzte sich geradewegs ins Wasser und schwamm auf das andere Ufer zu.

Unverzüglich kehrte ich dem Bhréandyr den Rücken, denn von jetzt an wusste ich genau, in welcher Richtung ich dich zu suchen hatte. Unterwegs vergewisserte ich mich noch mehrmals, und bei den Säulen der Unterwelt! wenn ich es der Natter gleichtat und mich flach auf den Boden legte, warst du nicht zu überhören. Dabei war ich noch viele Meilen von den Bergen entfernt, von dem Ort, wo ich deine Wohnstätte vermutete, ganz zu schweigen.“

„Jetzt bist du es nicht mehr.“

„In der Tat nicht. Ich hoffe nur, der Weg hat sich gelohnt.“

„Beschwerlicher als der nach Osten war er jedenfalls sicher nicht. Und außerdem nicht so weit. Aber sprich: was schürte in dir die Erwartung, von mir gerufen zu werden? So sagtest du doch, zu Beginn deiner Erzählung.“

„Ich habe genug geredet, Faowgh!“ rief Faghnar zornig. „Was kann nach all dem noch von Belang sein: unsichtbare Wesen aus dem Wald, die menschliches Besitztum, Straßen und urbar gemachte Erde scheuen, aber umgekehrt jeden massakrieren, der sich bei Mond in die Wildnis wagt... sprach ich nicht schon deutlich genug? Unzählige Geschlechter kamen und gingen seit der Zeit der Eroberung. Die Vandrimar von heute sind nicht ihre Urahnen, denen allein sie zu verdanken haben, dass sie hier geboren sind. Sie sind unschuldig an ihren Taten. Warum sollen sie dafür büßen? Was ist das für eine Rache, die den Nachkommen trifft statt den Täter?“

Faowgh verzögerte die Antwort um wenige Augenblicke und hob so die Bedeutsamkeit seiner Worte hervor:

„Du sprichst also von Tätern, Rakhmyr, von Buße sprichst du und Rache. Nichts bleibt unvergolten, du weißt es selbst, das Schlechte sowenig wie das Gute. Notfalls zahlt einer an des anderen statt. Und wieviel Zeit auch vergehen mag, alles wird früher oder später beglichen. Auf die Unschuld der Urenkel pochst du. So vernimm: nicht weniger schuldlos waren die, die einst unter den Schwertern der Vandrimar fielen!“

Faghnar schloss die Augen und ließ das Kinn auf die Brust sinken, die Finger um den knorrigen, zwischen die Knie gestellten Stab herum geschlungen. Eine Weile verharrte er regungslos, scheinbar ohne zu atmen.

Dann hob ein ungeheurer Seufzer seine Brust. Aber die Heftigkeit, mit der er die eingesogene Luft wieder von sich stieß, verkündete eine aus Ingrimm und endgültiger Gewissheit geschweißte Haltung: Entschlossenheit. Nüchtern, kalt und unbezwingbar wie ein Fels, entsprang sie seiner Einsicht in den unabänderlichen Lauf der Dinge. Als er die Augen wieder öffnete, ließ er den Blick scheinbar ins Leere gleiten. In Wirklichkeit hielt er ihn über Faowghs Rücken hinweg auf einen Schatten gerichtet, der ihm eine Vertiefung in der gegenüberliegenden Felswand anzeigte.

„So sei es denn!“ verkündete er schließlich mit verhärteter Miene. „Aber ich warne dich, Faowgh: in diesem Fall wäre es von deiner Seite aus klüger gewesen, mich über die Ursache der Morde wie auch deinen genauen Aufenthaltsort im Ungewissen zu lassen.“

„Vergeltung“, entgegnete Faowgh, „wahre Vergeltung gibt es nur dann, wenn sie als solche erkannt wird. Wenn die Vandrimar selbst auch niemals erfahren, wofür sie büßen: du weißt es an ihrer Stelle. Du, der du dich rühmst, ihre Geschicke zu lenken und ihr Beschützer zu sein.“

„Ich darf annehmen dass, was ich bisher gesehen habe, erst der Anfang war?“

Unverändert starrte die schwarze Pupille aus der Glut des Augenballs zurück. Die Zähne des Drachen ragten wie eine Reihe aufgerichteter Speere aus dem gewaltigen Kiefer. Das Sprechen war von keinerlei Bewegung oder Mienenspiel begleitet, denn Faowghs Stimme kam tief aus seinem Inneren:

„Ich hüte das Tor nach Ardhirunai, wie du weißt. Nicht von dort nach hier, wohl aber von hier nach dort. In diese Richtung war das Tor nur einmal geöffnet, lange genug, um jeden Laeghmar einzulassen, der dies begehrte. Wer sich innerhalb jener Frist nicht zum Gehen entschloss, musste für immer diesseits bleiben. Aber unter den letzten die gingen waren viele, für die es bereits zu spät war. Sie finden keine Ruhe mehr in Ardhirunai. Ihretwegen bleibt die Pforte geöffnet, aber nur für den Weg herüber. Nach und nach kommen sie zurück. Bald werden die letzten hindurch sein; dann wird das Tor geschlossen, und für immer.“

„Was ist es, das diese Unglücklichen umtreibt?“

„Einzig der Wunsch nach Vergeltung, Rakhmyr. Nenn es Rachedurst, wenn du willst. All das vergossene Blut, es schreit noch immer zu ihnen. Selbst dort drüben können sie seinem Ruf nicht mehr entkommen. Unglückliche nennst du sie, und zu Recht, denn kaum dass sie wieder hier sind, quält sie die Sehnsucht nach ihrer eigentlichen Welt, deren Zutritt ihnen nun auf immer verwehrt bleibt. Für sie, die bereits in ihrem Licht gewandelt sind, gibt es nur eines womit sie den Schmerz ihrer Zerrissenheit betäuben können: unerbittliche und grausame Vollstreckung der Rache ihres Volkes. Und wie du schon sagtest, Rakhmyr: ihr Blutgericht hat gerade erst seinen Anfang genommen!“

„Und nur ihretwegen hütest du das Tor“, mutmaßte Faghnar.

„Ja, denn für sie ist in Ardhirunai kein Platz. Sie trafen ihre Wahl zu spät.“

„Werden sie jemals zur Ruhe kommen?“

„Vielleicht, dass der Tod sie erlösen kann, wenn auch der letzte Blutstropfen vergolten ist. In Ardhirunai aber finden sie nie mehr Einlass, denn Ardhirunai gehört den Lebenden. Ein Laeghmar, der von dort wieder herübergekommen ist, führt über die ihm

zubemessene Lebensspanne hinaus sein Dasein weiter – als Untoter! Sein Sinn wird allein vom Wunsch nach Vergeltung beherrscht. So sehr, dass der Körper die eigene Vergänglichkeit überwindet.“

„Der Leib bleibt immer eine sterbliche Hülle“, widersprach Faghnar; „Was, wenn jemand....“

„....ihn trotz allem tötet? Dann irrt die Seele so lange umher, bis sie einen anderen gefunden hat. Und glaub mir, sie wird einen finden; das Unheil wird also eher noch vergrößert. Aber dazu kann es schwerlich kommen, denn die Untoten sind, wenngleich aller Vernunft und Einsicht beraubt, im Gebrauch ihrer Sinne und an Kampfgeist jedem anderen Wesen weit überlegen.“

„Sogar den Göttern?“

„Was fragst du mich, statt dich selbst an ihnen zu erproben!?“

„Oh, ich hätte es längst getan, wenn die Bastarde mich nur ließen. Den ganzen Weg von den Fischern bis zur Hütte des Köhlers, und von dort nach Kadhlynaegh, hätten sie mir Gelegenheit geben können. Oft genug wandelte ich in meiner menschlichen Gestalt unter dem Mond durch tiefste Wildnis, unwissend zunächst, nur von einer leisen Ahnung begleitet, spätestens nach dem Besuch beim Köhler aber absichtlich. Seine Warnung befolgte ich nur zu Beginn, um zu sehen, ob die mörderischen Wesen vielleicht wirklich versuchen würden, mich in Gestalt einer Nymphe vom Weg abzubringen; nachdem nichts dergleichen geschah, und sie mir auch in sonst keiner Weise aufzulauern schienen, schlug ich mich bei Mond meistens quer durch den Wald. Aber wie ich es auch anstellen mochte: keine blutrünstige Bestie stellte sich mir in den Weg, oder kam mir auch nur entfernt unter die Augen.“

„Natürlich meiden sie dich. Sie besitzen ebenso wie du die Gabe, Ghléan für sich spähen zu lassen. An Schärfe steht ihr Blick dem deinen in nichts nach, so wenig wie deine wahre Natur ihnen verborgen bleibt. Was sollten sie dir auflauern, da sie dich schon nicht töten können?“

„Es stimmt, was du sagtest: ich habe es mit einem gewitzten Gegner zu tun, so umsichtig wie trügerisch und hinterhältig.“

„Der Dieb und der Meuchler, wie gut sie einander doch kennen!“

„Das ist für den Dieb nun wirklich nicht schwer: er weiß, nach welchem Meister die Meuchler geraten sind.“

Ein kurzer Augenblick der Stille trat ein, ehe der Drache erwiderte:

„Dann sollte er sich besser vor ihm hüten!“

Die Warnung war kaum ausgesprochen, als Faowghs Augenbälle grell aufflammten. In kurz aufeinanderfolgenden Intervallen zuckte blendendweißes Licht durch die Berghalle, und nicht weniger blitzartig geriet der massige Leib des Drachen in Bewegung. Im Bruchteil einer Sekunde hatte er den Schwanz zu voller Länge gestreckt und peitschte ihn mit einer halben Drehung um sich selbst gegen die Höhlenwand. Mit ohrenbetäubendem Krachen stürzten Felsbrocken herab, genau auf die Stelle, die bis eben Faghmars Sitzplatz gewesen war. In einer nicht minder schnellen Bewegung warf Faowgh jetzt in gleicher Richtung den Gegenpart des Schwanzes, seinen langen Hals, auf die Spalte, die er seinem Besucher auf dessen Verlangen hin noch aus dem Schlaf heraus geöffnet hatte, und spie dabei brüllend und mit weit auseinandergerissenen Fängen einen Feuerball. Während er an der Decke zerstieb, erbebte der Berg wiederum in seinen Grundfesten, und der Eingang rutschte lärmend in sich zusammen.

Faowgh stürzte sich auf den frischen Geröllhaufen und begann ihn mit seinen gewaltigen Klauen auseinanderzuwühlen. Wütend schleuderte er die Gesteinsbrocken um sich herum durch die Halle, aber Faghmar, sein Rivale, sein Erzfeind, sein Gefangener um Haaresbreite, blieb verschwunden.

Da ertönte hinter ihm ein letztes Mal seine Stimme:

„Lebewohl, Donnerechse, und auf ein baldiges Wiedersehen! Verschließe die Tür gut, ich nehme derweil den Hinterausgang...“

Mit einem zornigen Brüllen warf Faowgh seinen schweren Leib ein weiteres Mal herum. Seine Gewandtheit war erschreckend, da schwer mit seiner gewaltigen Erscheinung in Einklang zu bringen. Doppelt so hell als zuvor erleuchteten die Blitze jetzt die Halle, während er dem Fliehenden eine Flamme hinterherschickte, die weit in den alten, von der anderen Seite her zur Halle führenden Felskorridor hineinloderte.

„Ja!“ dröhnte seine Stimme durch den Berg, „Flieh! Lauf vor mir davon, nach Diebesart, und verstecke dich wieder unter deinen Zöglingen! Bald wirst du mir zeigen können, wie überlegen ein Unsterblicher denen ist, die von Rache getrieben den Tod überwinden!“

Faghnar ließ keine Antwort mehr hören, und ihn auf dem Weg nach draußen noch aufhalten zu wollen, war sinnlos. Den Fels zu spalten und einen Korridor hindurchzutreiben, war für den Drachen ein leichtes – nicht aber das Gegenteil, nämlich ihn wieder vollständig zu verschließen. Einmal geborstener Fels blieb für immer geborsten, das Gestein wuchs nicht mehr zusammen. Er konnte den Eingang verschütten, vielleicht die Tunnelwände stellenweise enger zusammenrutschen lassen, mehr aber nicht. Und zweifellos hatte Faghnar, oder Rakhmyr, bereits eine Gestalt angenommen die es ihm erlaubte, auch durch die engsten Ritzen zu entweichen.

Faowgh hatte sich von ihm überlisten lassen, und das nicht zum ersten Mal. Es war unvorsichtig gewesen, ihn von der Westseite des Berges her einzulassen, wenn es von Norden her bereits einen Zugang gab. Schließlich war Rakhmyr seinem Ruf gefolgt, weil er selbst ihn sehen wollte, ja musste! Denn nur er, dessen ärgster Widersacher er seit undenkbar Zeiten war, konnte ihm den Verdacht bestätigen, der hinsichtlich der mörderischen, mondwandelnden Wesen aus der Wildnis seinen Sinn beschlich; und weil er genau das wusste, hätte er den Eingang auch ohne allzulanges Suchen gefunden.

So schnell und unversehens Faowgh seinen Zorn aufflammen ließ, so rasch konnte er ihn auch wieder herunterkühlen. Reue, auch über seine eigenen Fehlritte, lähmte ihn nicht. Sein Verstand war stets auf das gerichtet, was vor ihm lag, und so war die Bewegungslosigkeit, in der er jetzt wieder erstarrte, eine gewollte. Aus den langen Zeiten der Ruhe schöpfte er nicht nur Kraft, sondern auch Wissen für künftige Taten. Und das machte ihn so gefährlich.

Langsam verglomm das Licht seiner Augen, während er sich in seinen Drachenschlaf sinken ließ. Die Dunkelheit kroch aus den entfernteren Winkeln der Höhle hervor und begann sie erneut in Besitz zu nehmen. Alles was noch von dem dagewesenen Besuch zeugte, war ein Wanderstab aus Eschenholz, der in zwei verkohlte Teile zerbrochen vor dem Ausgang lag.

H A D H U I N R U T S C H T E fröstelnd näher ans Feuer heran. Während er geistesabwesend mit einer verkohlten Astgabel in der Glut stocherte, betastete er mit der Linken sein Nackenhaar, wie es ihm seit seiner Flucht vor etwa einem Monat zur häufigen Gewohnheit geworden war.

Aus seinem Versteck, das er sich unter einem weit auskragenden Felsvorsprung eingerichtet hatte, ging der Blick nach Westen. Den Berg im Rücken zu haben gab ihm ein Gefühl der Sicherheit. So weit das Auge reichte, sah er nichts als noch mehr Berge und nackten Wald. Was jenseits des Horizonts lag, wusste er nicht. Aber der Gürtel unbesiedelter Wildnis, den er zwischen sich und der ihm bekannten Welt gelassen hatte, war breit genug um aller Wahrscheinlichkeit nach niemanden mehr auf den Fersen zu haben.

Der lichtgraue Himmel kündigte einen weiteren nasskalten Tag an. Windböen wirbelten ihm beißenden Rauch in die Augen, fluchend wandte er das Gesicht vom Feuer ab und schützte es mit angewinkeltem Ellbogen. Als er sein Versteck gefunden hatte, war er nicht zuletzt deswegen froh dass die Öffnung nach Westen wies, weil es durch den dahinterliegenden Berg gegen den schneidenden Ostwind geschützt wäre. Dafür war es jetzt dem West ausgesetzt, der zwar den Frost vertrieb, aber stattdessen Regen und Feuchtigkeit brachte.

Was immer die Zukunft für ihn bereithielt, es konnte nicht schlimmer sein als das, was der größte Teil seines bisherigen Lebens ihm beschert hatte. Auch der Tod nicht. Wenn er vor Hunger oder Kälte sterben würde, dann wenigstens als freier Mann, oder doch auf dem Weg dazu, einer zu werden, was für ihn das gleiche bedeutete. Das war es, was ihn darin bestärkt hatte, die erste Gelegenheit zur Flucht nach Einbruch der Winterkälte zu ergreifen. Hadhuin zwang sich damit gleich zu Anfang die härtesten Bedingungen auf, um sie entweder zu seiner eigenen Stählung zu überwinden oder daran zugrunde zu gehen. So oder so, er wollte nichts sehnlicher als es hinter sich bringen.

Er hatte seine Flucht nicht von langer Hand geplant. Der Impuls dazu war plötzlich über ihn gekommen, ausgelöst durch einen besonderen Umstand, den er vergeblich bemüht war, sich in Erinnerung zu rufen. Er wusste nur, dass er es nicht bereute ihm gefolgt zu sein. Nicht einen einzigen Augenblick.

Es wäre kaum dazu gekommen, wenn man ihn nicht verkauft hätte. Das befreite ihn von den Fußketten des Steinbruchs, denn sein neuer Herr, ein reicher Händler, brauchte ihn als Lastenträger. Damit galt er als Haussklave, und für einen solchen war das Tragen von Fußfesseln nicht üblich. Dies galt erst recht für ihn, dessen jetzige Verwendung eine entscheidende Verbesserung gegenüber der Schinderei des Steinebrechens bedeutete. War Flucht angesichts der harten Strafen bei der Ergreifung, wie auch der Widrigkeiten denen ein entlaufener Sklave ausgesetzt war, ohnehin schon unwahrscheinlich, so zog man sie bei jemand wie ihm schon gar nicht in Erwägung. Diese Sicht der Dinge war für Herren und Knechte gleichermaßen nachvollziehbar und entsprach so sehr der allgemeinen Auffassung, dass auch ihm zunächst gar nicht in den Sinn gekommen wäre, ihr zuwider zu handeln.

Lastenträger eines Händlers zu sein hieß mehr als alles andere, Lasttiere zu be- und entladen und sie von Verkäufer zu Käufer und wieder zurück zu treiben. Die Anstrengung stand in keinem Verhältnis zu den erbarmungslosen Bedingungen, denen er während der letzten zwölf Jahre unterworfen gewesen war. Hinzu kam, dass sein Herr sich freundlich zeigte und ihn überaus gut behandelte. Wie viel Vertrauen er in ihn setzte bewies er damit, dass er ihn bereits nach wenigen Monaten allein auf Botengänge schickte.

Tatsächlich konnte Hadhuin sein Glück zunächst selbst nicht fassen. In einem vor den Toren der Stadt gelegenen Hain, an dem er oft vorbeikam, stand ein der Pindari

geweihtes Heiligtum, und er versäumte keine Gelegenheit, der Göttin dort ein kleines Dank-, manchmal auch Bittopfer darzubringen, soweit es seine Mittel, die die eines Besitzlosen waren, eben zuließen. So folgten die Tage aufeinander ab, und es waren die unbeschwertesten, die Hadhuin in seinem Leben je gekannt hatte. Ehe er sich versah, war ein ganzer Sommer dahingegangen.

Mit Einbruch des Winters wurde sein Gemüt von einer seltsamen Veränderung befallen. Zum ersten Mal wäre er für ihn nun gemildert durch Bedingungen, wie er sie nach der endlos erscheinenden Zeit im Steinbruch nicht mehr zu träumen gewagt hätte. Dagegen folgte sein inneres Wesen, ob er es wollte oder nicht, einem durch beständige Wiederholung eingeübten Ritual, und wappnete sich wie all die vorausgegangenen Jahre um die gleiche Zeit gegen die erbarmungslose Härte, mit der die Kälte der bevorstehenden langen Nächte und kurzen, lichtarmen Tage ihn und seinesgleichen immer getroffen hatte. Das Ergebnis war ein Zustand tiefer Verwirrung, wo er doch eigentlich hätte dankbar sein sollen, nicht mehr und nicht weniger.

Bis ihn eines Tages völlig unvorbereitet die Erkenntnis traf, dass es nicht anging. Pendari hatte das Rad für ihn weitergedreht, ja, und es würde auch weiterhin nicht stillstehen, weder für ihn noch für sonstwen. Das Glück war veränderlich wie der Mond: heute ein hell erleuchtetes Rund, dann eine dünne Sichel, und manchmal gar nicht zu sehen. Und es war, in der Tat, wie das Rad eines dahinrollenden Wagens, woran jede einzelne Speiche bald zu Boden wies, bald senkrecht nach oben gerichtet war. Aber was war er selbst, er, Hadhuin?

Er musste sich eingestehen, dass er es nicht wusste. Wenn aber das Glück einem Rad und sein eigenes Leben einem Wagen glich, dann wusste er immerhin, was er sein *wollte*, nämlich der Lenker. Pendari teilte Glück und Unglück aus, mit vollen Händen oder spärlich bemessen, nach ihrem eigenen Gutdünken, aber wenigstens wollte er selbst die Richtung bestimmen, die das Gefährt seines Daseins nahm, selbst wenn er es direkt in den Abgrund steuerte. Diesen bereits unwiderruflich gefassten Entschluss trug er im Sinn, als er das Heiligtum zu einem letzten Gebet betrat. Das war zwei Tage vor seiner Flucht gewesen, und der Winter regierte bereits mit eiserner Faust.

Er kam von der einen Tagesmarsch entfernt liegenden Burg eines Fürsten zurück, wo er Stoffe und Tücher abgeliefert und die vergangene Nacht verbracht hatte. Unterwegs hatte er am Wegrand eine flügelahme Taube gefangen. Es dämmerte bereits, als er das Lastpferd am äußersten Baum des Hains festband. Das Heiligtum selbst war eine Art steinerner Tisch, der als Altar diente. Er wurde von einer mächtigen, ausladenden Esche überragt und bestand aus vier unbehauenen, nur durch die Witterung geformten Teilen, von denen drei senkrecht in der Erde verankert waren. Unter der wuchtigen Abdeckung lag eine Klinge aus Feuerstein, deren Gebrauch für jedermann bestimmt war, der Pendari ein Blutopfer darbringen wollte. Die allgemeine Ehrfurcht vor der Göttin war so groß, dass nicht die allergeringste Gefahr eines Diebstahls aus dem ihr geheiligten Bezirk bestand. Hadhuin nahm das Messer von dem kleineren, abgeflachten Stein, wo es seinen Platz zwischen den drei Stützpfeilern hatte. Trat man von hinten an den Altar heran, konnte man mühelos eine weitere, flach auf dem Boden liegende Felsplatte ersteigen, um ihn zu überblicken. Hadhuin stellte sich mit dem Rücken zum Stamm der Esche, in einer Hand das Opfermesser haltend, mit der anderen seine Gabe anbietend, wobei er beide Arme weit von sich streckte. Er schloss die Augen und bemühte sich, alle seine Sinne auf die Anrufung der Göttin zu richten. In der zum festen Griff geschlossenen Linken spürte er das zum Zerspringen schlagende Herz des Vogels, der regungslos seines Schicksals harrte. Die Arme wurden ihm schon fast schwer, als er leise, um nicht vor dem schroffen Widerhall seiner eigenen Stimme zu erschrecken, eine Beschwörung murmelte.

Ein schneller, entschlossen ausgeführter Schnitt durchtrennte die Kehle des Täubchens, das ein letztes Mal den Schnabel zu einer lautlosen Klage öffnete und sich aus dem Griff seiner breiten Hand winden wollte. Hadhuin hielt es kopfüber, so dass sich sein warmes Blut auf den Stein ergoss, der schon mit dem Blut so vieler anderer Opfertiere durchtränkt war, und wer weiß, ob nicht auch mit dem von Menschen. Nach wenigen Augenblicken war alles vorbei. Hadhuin legte seine Gabe auf den Altar und ließ die letzten Blutstropfen von der Klinge abrinnen, ehe er sie wieder an ihrem Platz hinterlegte und sich anschickte, den Hain zu verlassen. Wenn er an einem der darauffolgenden Tage wiederkommen würde, wäre das Opfer wahrscheinlich verschwunden, und das wäre ein überaus gutes Zeichen. Es würde nämlich bedeuten, dass Pendaris seine Gabe in Gestalt eines Fuchses oder Marders entgegengenommen hätte.

Als er in das Haus des Händlers in der Stadt zurückgekehrt war und das Pferd dem Stallburschen übergeben hatte, ließ der Hausherr ihn zu sich rufen, um ihn über den Hergang seiner kurzen Reise zu befragen. Während Hadhuin die verlangte Rechenschaft ablegte und gerade von einem Disput mit dem Kämmerer der Fürstin berichtete, der die Qualität eines nicht von ihm selbst ausgesuchten Tuchs bemängelte, fragte sein Herr ihn unvermittelt, ob da etwa Blut auf seinen Händen zu sehen sei. Er rückte die flackernde Lampe auf dem Tisch näher an ihn heran und forderte ihn auf, sie in ihren Schein zu halten.

Hadhuin, dem im ersten Moment der Atem stockte, tat wie ihm geheißen. Sofort fühlte er kalte Schweißperlen aus seinen Achselhöhlen treten, verlor aber keinen Moment an Haltung. Während er sich insgeheim noch einen Narren schimpfte, weil er es versäumt hatte, das Taubenblut von seinen Händen zu waschen, schoss es ihm durch den Kopf, dass er nichts verbotenes getan hatte. Jedem, wirklich jedem, waren Kulthandlungen zu Ehren Pendaris erlaubt, und dies zu jeder sich bietenden Gelegenheit. Nicht dem Geringsten unter den Sklaven und Leibeigenen war es versagt, die Hüterin des Glücks an einem ihr geweihten Ort anzurufen und ihren Beistand mit einem Blutopfer zu erwirken. Also berichtete Hadhuin mit fester Stimme, zu welchem Zweck er sich auf dem Heimweg kurz aufgehalten hatte, und bis hierher entsprach sein Bericht voll und ganz der Wahrheit. Schwierigkeiten bereitete es dagegen zu erklären, wofür er den Beistand der Göttin hatte erwirken wollen. Denn ein Blutopfer war unweigerlich ein Bittopfer. Zu seiner grenzenlosen Erleichterung gab sein Herr sich aber schon zufrieden und winkte lächelnd ab. Er wusste von seinen häufigen Besuchen in Pendaris Hain und sah sie mit Wohlgefallen, denn die gläubigsten seiner Diener waren in der Regel auch die zuverlässigsten und folgsamsten.

Hadhuin achtete seinen Herrn, der ihn von einem grimmigen Schicksal befreit und nicht ein einziges Mal schlecht behandelt hatte. Und er hätte ihn geliebt, wäre da nicht sein unbändiger Freiheitsdrang gewesen, sein Verlangen nach Unabhängigkeit und Anerkennung, wovor jeder Sinn für Loyalität verblasste. Er ging nicht einmal so weit sich zu fragen, was sein Herr gerade in ihm gesehen haben mochte, als er beschloss ihn in seinen Dienst zu kaufen – ihn, der zur Verrichtung einer der denkbar rohesten Arbeiten abbeordert war! Selbstbespiegelung war Eitelkeit, und Eitelkeit war der Trost der Schwächlinge. Hadhuin zog es vor, sich dem blinden Glauben an eine fremde, ungreifbare Macht zu überlassen, deren höchst willkürliche und nie absehbare Gunst er sich durch Opfergaben zu erkaufen suchte, die aber sonst keinen Treuebeweis von ihm verlangte.

Nur so besaß er die Kaltblütigkeit, sich in der Morgenfrühe des übernächsten Tages, lange vor Sonnenaufgang, unbemerkt vom restlichen Gesinde wie auch den sonstigen Hausbewohnern, von seinem Lager zu schleichen und eilendst das Nötigste zum Überleben zusammenzusuchen. Dazu gehörte zunächst ein Messer, und dass Hadhuin einen Dolch besaß, hatte er einem weiteren Glücksfall zu verdanken, den er als Wink

Pendaris verstand. Er hatte ihn nämlich kürzlich von einem Fremden im Tausch gegen vier Goldringe erhandelt, die er zufällig hinter einem losen Mauerstein an einer der Außenwände des Hauses entdeckte hatte. Offensichtlich wurden sie dort von jemand anderem gehortet. Von wem, und zu welchem Zweck, war Hadhuin unbekannt. Allein, dass sie auf diese Art versteckt waren, deutete jedoch auf eine verbotene Absicht hin, denn wer immer aus dem Gesinde etwas in rechtmäßiger Weise besaß, konnte es bei seinem Herrn in sichere Verwahrung geben. Auch war ungewiss, wie lange die Ringe dort schon gelegen hatten, und womöglich war der einstige Besitzer schon gestorben. Hadhuin hatte jedenfalls keinerlei Skrupel, sich des kleinen Schatzes zu bemächtigen, war aber darauf bedacht, ihn schnellstmöglich wieder loszuwerden, indem er etwas anderes dafür erwarb. Eines Tages hörte er von einem geheimnisvollem Fremden, der dringend Gold zu brauchen schien und dafür verschiedene Besitztümer veräußerte. Als er den Mann ausfindig gemacht hatte, bot dieser ihm ohne weitere Umschweife den Dolch für die vier Ringe. Das war gewagt, denn auf den Verkauf von Waffen an einen Sklaven stand die Todesstrafe. Hadhuin war von dem Anblick der stählernen, makellosen Klinge, die den blauen Himmel und das weiße Sonnenlicht so grell widerspiegelte, dass ihm die Augen schmerzten, sofort gebannt. Er brauchte nicht lange zu überlegen. Im Nu war der Handel abgeschlossen, und seither war ihm der Fremde nicht mehr begegnet.

Dass er nun als allererstes den Dolch aus seinem Versteck holte und sich damit gürtete, geschah wie von selbst. So fühlte er sich sicherer, sollte etwas unvorhergesehenes geschehen. Der Mond leuchtete ihm den Weg zur Vorratskammer. Hadhuin deckte sich mit der größtmöglichen Menge an Proviant ein und nahm außerdem ein kleines irdenes Gefäß mit, das er hinter der nicht verschlossenen Tür fand und zum Kochen würde gebrauchen können. Und was noch wichtiger war, nämlich Feuerstein und Schlageisen, fand er am Herd.

All das verschnürte und verpackte er so, dass es beim Tragen, oder auch wenn es zu Boden fiel, keinen Lärm verursachen würde. Als Felle und Decken waren ihm die seines eigenen Nachtlagers dienlich. Das Herz schlug ihm bis zum Hals, als er sich mit seiner Ausrüstung durch ein zur Straße weisendes Fenster davonestahl. Zuvor warf er eines der Felle hinaus, in der Hoffnung, damit seinen eigenen Fall abdämpfen zu können. Tatsächlich schaffte er es, fast lautlos unten anzukommen, obwohl er aus einiger Höhe springen musste. Er lauschte einen Moment und atmete erleichtert auf, als er sicher war dass keiner der Hunde angeschlagen hatte.

Sein Ziel waren von Anfang an die abgeschiedenen, ihm leidlich vertrauten Gebirgstäler gewesen, wo er hoffte, unentdeckt zu bleiben. Und irgendwie den Winter zu überstehen. Er ging zunächst abseits aller Straßen und orientierte sich am Stand der Sonne, bis die bläulich die Ebene begrenzende Bergkette in Sichtweite kam. Er wanderte über während des Sommers intensiv genutztes Weideland, und stets fand er vor Einbruch der Nacht eine der niedrigen Hütten aus Bruchstein, die den Hirten im Sommer als Unterkunft dienten. Dank ihrer Feuerstelle und des Rauchfangs erfüllten sie für Hadhuin den gleichen Zweck auch jetzt. Nicht selten enthielten sie nützliche Dinge, etwa eine aus einem Schafsbalg gefertigte Feldflasche, die er sich zu eigen machte, oder auch Vorräte an Käse oder Trockenfleisch.

Eines Tages sah er von weitem einen Mann, der ein mit zwei prallen Säcken beladenes Maultier am Zügel führte. Die vor ihm liegende breitspurige Straße schlängelte sich in südwestlicher Richtung ins Gebirge hinein, und Hadhuin brauchte nicht lange, um sie wiederzuerkennen: sein Bauch krampfte sich zusammen dabei, denn er selbst war den Weg vor einigen Monaten in umgekehrter Richtung gegangen, als er seinem neuen Herrn in der Stadt entgegengesandt wurde. Somit wusste er auch, was die Säcke auf dem

Maultierrücken enthielten: Hafer und Gerste, um die Wintervorräte des Steinbruchs aufzustocken.

Hadhuin war ausschließlich auf sein eigenes Überleben bedacht, und das um jeden Preis. Er entledigte sich seines Marschgepäcks, legte es zwischen die Wurzelstränge eines Baumstamms und wog flüchtig verschiedene Möglichkeiten gegeneinander ab; es dauerte jedoch nicht lange, bis seine sich leicht verengenden Augen einem etwaigen Beobachter die getroffene Entscheidung verraten hätten. Außer Hörweite des Lasttiertreibers verließ er das schützende Unterholz, um sich auf der Straße mit gezücktem Dolch an ihn heranzuschleichen.

Er hatte noch nie einen Menschen getötet, und alles was er wusste war, dass es schnell gehen musste. Und so geschah es, wunderbarerweise für ihn. Er fiel dem Mann in den Rücken, nahm sein Gesicht in die Armbeuge um ihm den Kopf nach hinten zu reißen, und ehe er schreien konnte, hatte er ihm schon den Dolch durch die Kehle gezogen. Dann zog er die röchelnde, im Todeskampf wild um sich schlagende Gestalt abseits vom Weg ins Gehölz und versetzte ihr noch von vorne mehrere heftige Stiche in die Herzgegend, bis alles Leben in den entsetzt aufgerissenen Augen erloschen war und sein Opfer kraftlos in sich zusammensackte.

Hadhuin lehnte sich keuchend mit dem Rücken an den nächststehenden Baum. Sein Herz raste wie wild, und er verspürte Durst. Vor ihm lag blutüberströmt ein Mann am Boden, getötet von seiner Hand. Es war gemeiner, heimtückischer Mord, aber Hadhuin fühlte sich zum Kriegerdasein berufen, und Mord war das Handwerk eines Kriegers. Vor allem aber brauchte er Nahrung, und nur durch den Tod des Treibers konnte eine sofortige Verfolgung abgewendet werden, da man im Steinbruch noch einige Zeit auf ihn warten würde, ehe man sich auf die Suche nach ihm machte. Hadhuin, der sich dieser Rechtfertigung keineswegs sicher war, kämpfte sein Schwindelgefühl und die anschwellende Übelkeit nieder. So oder so, er durfte keine Zeit verlieren.

Nachdem er sein Opfer noch ein Stück weiter ins Gebüsch gezerrt hatte, holte er sein Gepäck und näherte sich langsam und mit beruhigenden Worten dem Maultier, das im Augenblick des Überfalls kurz zur Seite hin ausgebrochen und dann wie angewurzelt stehengeblieben war. Jetzt tänzelte es ein wenig und schüttelte schnaubend die blonde Mähne, ließ ihn aber herankommen. Als es ihn seinen Hals tätscheln ließ, wusste er, dass er es für sich gewonnen hatte. Neugierig beschnupperte es seinen Überwurf, was ihn vermuten ließ, dass dem dicken Wollstoff noch Stallgeruch anhaftete. Schließlich band er der Stute seine Sachen auf und machte sich mit ihr auf der anderen Straßenseite davon, wiederum quer durchs Gelände, in nordwestlicher Richtung ins Gebirge hinein.

Fünfzehn Tage waren seither vergangen, wenn Hadhuin sich nicht erzählt hatte. Als am Tag nach dem Überfall der überraschende Wetterumschwung einsetzte, rechnete er nicht damit dass er von Dauer wäre; so kam es, dass er sich nach viertägigem Marsch durch den Bergwald im Schutz der nach Westen weisenden Bergflanke einrichtete, um sich fortan die meiste Zeit gegen Wind und Nässe zur Wehr setzen zu müssen.

Immerhin war seine Lage nicht lebensbedrohlich. Das schlimmste was ihm jetzt passieren konnte war, aufgefunden und gefangen zu werden, ehe ihm das Haar so lang wie das eines Kriegers um die Schultern fiel. Wenn er es aber schaffen würde, bis zum Sommer allein in der Abgeschiedenheit der Wälder zu überleben, wäre er gerettet.

Denn war er einmal als Krieger anerkannt, stünden ihm alle Wege offen.

Das Maultier war bei ihm geblieben, und zwar von selbst. Er brauchte ihm nicht einmal Fußfesseln anzulegen, geschweige denn es anzubinden. Zunächst war er sich gar nicht sicher gewesen, ob er es überhaupt behalten wollte, da er wahrscheinlich einen Großteil des Hafervorrats, wenn nicht alles für seine Ernährung würde aufwenden müssen.

Andererseits fürchtete er, dass wenn es in den Steinbruch zurückfand, jemand die Richtung aus der es kam als Hinweis auf seinen Aufenthaltsort deuten und womöglich versuchen würde, seine Spuren zurückzuverfolgen. Eine andere Möglichkeit wäre gewesen, es zu schlachten; und wäre es weiterhin so kalt geblieben wie es der Jahreszeit eigentlich entsprach, hätte er dies mit großer Wahrscheinlichkeit auch getan und würde jetzt von seinem Fleischvorrat zehren, um dessen Haltbarkeit er sich nicht sorgen müsste.

Seine Unschlüssigkeit ermöglichte es schließlich, dass sich die Lösung von selbst fand. Das Lasttier schien, wie sich herausstellte, seine gewohnt arbeitsreiche Umgebung nicht zu vermissen und genoss die uneingeschränkte Freiheit, die er ihm nach Ankunft in seinem Versteck ließ. Am ersten Abend öffnete er ihm den Hafersack, als es begierig daran schnupperte, und ließ es fressen so viel es wollte. Danach nahm er ihm das Zaumzeug ab. Von da an trabte es nach Belieben zwischen der Höhle und der Talsohle hin und her, wo sich ein breiter Bach um den Fuß des Bergs herum schlängelte. Die Aushöhlung des Felsens war geräumig genug für beide, und nachts genoss er die Körperwärme, die das Tier ihm spendete. Seinen Dung trocknete er tagsüber am Holzfeuer, bis er selbst als zusätzliches Brandmaterial tauglich war.

Der Verbrauch des Hafers hielt sich dagegen in Grenzen, da das Maultier auf seinen Streifzügen tagsüber alles mögliche fraß. Oft sah Hadhuin, wie es an der Rinde mancher Bäume knabberte oder mit geblähten Nüstern im Laub stöberte. Und bald begann es auch, wählerisch Grasbüschel aus der mählich grünenden Talweide zu rupfen. Hadhuin genoss einen weiteren Vorzug, den die Stute ihm bot: ihre Milch. Teils saugte er sie direkt aus den prallen Zitzen zwischen den Hinterläufen, teils molk er sie ab, um darin den grob zwischen Steinen zermahlenden Hafer oder die Gerste zu kochen. Immer war sie ein wohltuender Genuss, und das Tier ließ ihn bereitwillig gewähren.

Dennoch gelüstete Hadhuin nach Fleisch. Die Wälder waren reich an Rotwild; oft konnte er mehrere Hinden, seltener die Böcke beim Trinken am Bach beobachten. Und so machte er sich jetzt daran, aus einer gestern geschnittenen Weißdornrute einen Bogen zu fertigen.

Zunächst schälte er mit dem Dolch die Rinde ab und glättete das blanke Holz mithilfe des grobkörnigen Sandsteins, der den felsigen Untergrund seiner Notbehausung bildete. Vereinzelt lagen davon Bruchstücke herum, die ihm bereits für den Feuerkranz und zum Mahlen des Getreides dienlich waren. Während des Schleifens prüfte er die durch ihren Wuchs bereits leicht geschwungene Rute mehrmals auf ihre Biegsamkeit. Als er sicher war, dass sie keine Spreißel reißen würde, kerbte er an beiden Enden eine Vertiefung zum Befestigen der Sehne ein. Beim Schälen hatte er die Rute außerdem so zurechtgeschnitzt, dass sie jetzt in der Mitte am dicksten war. Dort bearbeitete er sie so lange, bis sie nahezu perfekt im Griff seiner linken Hand lag.

Die Arbeit war nicht sonderlich anstrengend oder ermüdend. Für Hadhuin, der außer seinem Dienst als Lastträger nur die rohen, abstumpfenden Tätigkeiten des Steinbruchs kannte, hatte sie vielmehr etwas anregendes. Es bereitete ihm ein bisher nicht gekanntes Vergnügen zuzusehen, wie sich das Holz unter seinem Messer in die gewünschte Form fügte, und mehr noch, wie seine Oberfläche durch den Schliff immer geschmeidiger wurde. Ein ums andere Mal ließ er seine Hand darüber gleiten; das Ertasten etwa noch vorhandener Unebenheiten war ein willkommener Vorwand, die künstliche Glätte des jungen Holzes zu fühlen, sich daran zu freuen und mit seiner Arbeit zufrieden zu sein. So sehr war er in seine Tätigkeit vertieft, und so fasziniert von dem Ergebnis, dass er gar nicht merkte wie es im Laufe des Tages aufhörte zu nieseln und auch der Wind immer mehr nachließ. Verwundert blickte er auf, als ihn irgendwann nachmittags ein zaghaft durchs Gewölk dringender Sonnenstrahl traf.

Den Rest des Tages verbrachte er mit einem Streifzug durch den Wald, um nach geeignetem Pfeilholz Ausschau zu halten. Er hatte einmal gehört, Pfeile würden meist aus Eschenholz gemacht. Unten am Bachufer stand ein Baum, der dem in Pendaris Opferhain ähnlich war, an Wuchs wie auch von der Beschaffenheit seiner Rinde her. Er ging um ihn herum, betrachtete ihn von allen Seiten, und war sich unschlüssig. Auch aus dem abgeworfenen Laub des Vorjahrs, das mit dem der umstehenden Bäume durcheinandergeweht war, wusste er keine verlässlichen Schlüsse zu ziehen. Schließlich brach er aber doch einige vom Boden aus erreichbare Zweige ab und nahm sie mit, um sich daran zu versuchen.

So wie dieser Tag ausklang, begann auch der folgende, trocken und beinahe windstill. Die Wolkendecke, die am Morgen zuvor noch dunkel und regenschwer auf den Höhen ringsum gelegen hatte, wehte federleicht aufwärts, befreit von ihrer nassen Last. Der Wald hallte wider von Vogelstimmen. Es war wie eine Ahnung von Frühling, und Hadhuins Vorfreude wurde von der Gewissheit getrübt, dass dies unmöglich das Ende des Winters bedeuten konnte. Grimmig erstickte er die trügerische Hoffnung noch ehe sie aufkeimte, wälzte sich von seinem Lager und blies das Feuer an.

Die Stute war nicht bei ihm, aber er wusste schon wo er sie finden würde. Er nahm ein Zinngefäß, das zu den Ausrüstungsgegenständen des Lasttiertreibers gehört hatte, sowie den Schafsbalg und lief hangabwärts an den Bach. Die Stute graste auf der anderen Seite. Ehe er hinüberwatete, warf er sich prustend ein paar Hände voll eiskalten Wassers ins Gesicht. Das Maultier kam freudig auf ihn zugetrabt, schnaubend legte es ihm zur Begrüßung den Kopf über die Schulter, um sich den Hals tätscheln und hinter den Ohren kraulen zu lassen. Hadhuin spürte kurz seinen Lidschlag an der linken Wange. Mit einem Gefühl der Dankbarkeit furchte er mit den Fingern die blonde, strohige Mähne; er war froh, das Tier nicht geopfert zu haben. Schließlich molk er mit mittlerweile gut eingeübten Handgriffen seinen morgendlichen Milchtrunk ab und füllte ihn in den Balg um, den er sorgfältig verschloss und über die Schulter hängte. Das Zinngefäß wusch er in der Strömung des Bachs und trug es bis zum Rand voll Wasser den Hang hinauf.

Von der Milch trank er den größten Teil gleich, noch körperwarm. Den Rest vermischte er mit Wasser und gemahlenem Hafer in dem irdenen Topf und setzte den Brei zum Quellen an den Rand des neu entfachten Feuers. Dann machte er sich daran, die am Vortag gebrochenen Zweige zu schälen, begradigen und anzuspitzen. Wie zuvor schon den Bogen, glättete er sie mit Sandstein, sorgfältig und ohne Hast. Immer wieder ließ er die Schäfte zwischen den Fingern durchgleiten und versuchte sich vorzustellen, wie es sich wohl beim Abschuss anfühlen würde. Diese Prüfung führte er weitaus sachlicher durch als die des Bogens, bei der er sich regelrecht verspielt hatte.

Die Sonne, die sich ab und an hinter gelblich schwelenden Wolkenschleiern erahnen ließ, stand bereits weit im Westen als er endlich damit begann, die Pfeile von der Spitze her über niedriger Flamme auszuhärten. Niemand hatte ihm je gesagt, dass dies zu tun wäre. Da er über keine geeigneten Metallgegenstände verfügte, geschweige denn über das Werkzeug, um sie zu Pfeilspitzen umzuarbeiten, musste er sich irgendwie anders behelfen. Dass das frische, weiße Holz zu weich war um irgendetwas zu durchdringen, war ihm klar ehe er auch nur zum ersten Schnitt angesetzt hatte. Ohne recht zu wissen auf welches Ziel hin, ließ er die Hände weiterarbeiten, und die Art wie sich die Späne lösten sagte ihm, dass es der noch frische Baumsaft war, der sie so biegsam machte. Nun hatte er während der langen Tage und Nächte, in denen er sich dicht am Feuer hielt, oft genug Gelegenheit gehabt zu beobachten, wie die Flammen das Harz aus den Fasern dickerer Aststücke trieben und an der Oberfläche regelrecht versteinern ließen. Es galt also, es in den Pfeilschäften zurückzuhalten und dort verhärten zu lassen. Dass dies

langsam geschehen musste, war offensichtlich, und deswegen hielt er die Flammen niedrig.

Schließlich stellte sich noch die Frage nach dem geeigneten Material für die Sehne, aber Hadhuin hatte sich bereits für den Lederriemen entschieden, mit dem die Wanderausrüstung des unglücklichen Lasttiertreibers verschnürt war. Leder war dehnbar, wie für eine Bogensehne erforderlich, und zum Verschnüren der Ausrüstung würde sich schon etwas finden, wenn es darauf ankäme. Und hätte er seine ersten Beutetiere erlegt, würde sich sicher so manches daran zur nachträglichen Verbesserung seiner Jagdausrüstung verwerten lassen. Während er in Gedanken verschiedene Möglichkeiten erwog, drehte Hadhuin die Pfeilschäfte über dem Feuer und kämpfte gegen die aufkommende Müdigkeit.

Als sie ihm aus den erschlafften Händen fielen, wurde er schlagartig wieder hellwach. Er musste tatsächlich kurz weggedämmert sein, denn über die heruntergebrannte Glut hinweg sah er, dass die Luft bereits in das stumpfe Blau hinübergelitten, mit dem sich der Abend ankündigte. Hastig las er die Pfeile aus der Glut und legte sie beiseite, um nach dem Brennholzhaufen zu langen und einige Aststücke heranzuziehen.

Und da hörte er von draußen ein Geräusch. Gleichzeitig mit dem Schleifen des Astes auf dem Felsboden, aber deutlich davon zu unterscheiden, und aus der entgegengesetzten Richtung. Hadhuin griff nach seinem Dolch und richtete sich auf. Angespannt lauschte er nach draußen und ließ seinen Blick durch die Dämmerung schweifen. Kälte kroch ihm wie ein fremdes Wesen unter die Haut, seine Haare sträubten sich wie die einer Wildkatze. Zum ersten Mal sah er die Wildnis als das, was sie tatsächlich war: eine Bedrohung. Hatte ihm die Abgeschiedenheit seiner Felsenwohnung bisher vor allem Schutz vor Verfolgung bedeutet, sah er die Waldnacht auf einmal von Kreaturen bevölkert, die er aus halbvergessenen Erzählungen und Legenden kannte. Sie traten plötzlich und unangekündigt aus der Erinnerung in sein Bewusstsein, und schienen ihm doch so vertraut, als wären sie seine lebenslangen Begleiter gewesen. Das Blut gefror ihm in den Adern, als er ein weiteres Rascheln hörte und einen schwankenden Schatten zwischen den Bäumen sah.

Dann vernahm er den ersten Huftritt auf felsigem Boden, und erst jetzt merkte er, dass er sogar das Atmen vergessen hatte. Er holte tief Luft, verfluchte in seiner grenzenlosen Erleichterung zuerst das Maultier und schimpfte gleich darauf sich selbst einen Narren. Verlegen kratzte er sich im Nacken, wusste aber nicht, vor wem er sich eigentlich schämte. Er täuschte vor, die Stute nicht zu beachten, die ihren gewohnten Platz an der Felswand aufsuchte, und indem er mit einer Astgabel das Feuer neu aufschürte, spielte er vor sich selbst den Unbekümmerten.

Er saß schon eine ganze Zeitlang und drehte wie zuvor die Pfeilspitzen über den Flammen, bis er nicht mehr an sich halten konnte und in schallendes Gelächter über seine eigene, kindische Furchtsamkeit ausbrach.

Drei Tage später verfolgte Hadhuin den Bachlauf aufwärts, in der Hand den mit dem Lederriemen als Sehne bespannten Bogen; die ausgehärteten Pfeile steckten an seiner linken Hüfte unter dem Gürtel, der seinen Überwurf umwand, und den Dolch trug er wie immer an der rechten Seite, wo er der stets griffbereiten Hand am nächsten war.

Mehr als auf der Pirsch, befand er sich auf Erkundung. Die Hinden hatte er schon seit längerem nicht mehr gesehen. Gestern hatte er den ganzen Tag damit verbracht, ihnen am Talrand aufzulauern, indem er sich dort so gut er konnte im Unterholz versteckt hielt. Aber sie kamen nicht mehr zum Trinken an den gleichen Platz. Wie es schien, ahnten sie die feindliche Präsenz des Jägers, oder vielleicht war es auch die fremde Witterung des handzahmen Lasttiers, die sie aus ihrem angestammten Revier vertrieb, oder womöglich

beides zusammen. Er würde sehen. Wenn er die Talweide einige Tage lang mied, und sie kämen zurück, dann wüsste er dass nicht das Maultier ihr Grund war, sich fernzuhalten.

Hadhuin hatte nicht die geringste Ahnung vom Jagen, er würde es sich mühsam selbst beibringen, alles dazu notwendige Wissen durch blinden Versuch erwerben müssen. Auch im Bogenschießen hatte er keinerlei Erfahrung. Er wollte seine wenigen Pfeile nicht durch Übungsschüsse vergeuden oder unbrauchbar machen. Einzig das Anlegen, Spannen und Zielen hatte er etwas eingespielt, und somit auch den Bogen gefügiger gemacht. Er schien jetzt tatsächlich biegsamer als vorher. Von nun an wäre die Jagd selbst seine Übung.

Jede Beute wäre ihm recht, gleich ob behaart, gefiedert oder geschuppt. Und so behielt er immer den Wasserlauf im Blick, ob er ihm vielleicht einen Fanggrund für Forellen böte. Fische, dachte er, wären vielleicht ein guter Anfang. Sie gaben nicht nur ein Ziel ab, das in nächster Nähe lag, die Richtung des Schusses ging überdies abwärts; wenn er fehlging, wäre zumindest der Pfeil nicht verloren, es sei denn, er hätte an einem Stein Schaden genommen. Im günstigeren Fall hätte er sich in den sandigen Untergrund gebohrt. Und im allergünstigsten Fall hätte er natürlich den weichen, schillernden Fischleib aufgespießt, und Hadhuin würde heute abend stolz seine erste Jagdbeute über dem Feuer rösten. Sein Heißhunger auf etwas fangfrisches war ihm der größte Ansporn.

Der Bach wand sich von Nordosten her um den Berg herum. Hadhuin mochte schon deswegen nicht von ihm lassen, weil er ihm verlässlich den Weg zurück weisen würde. Er war früh aufgebrochen und noch nicht lange unterwegs, und obwohl die Sonne immer noch hinter dem Bergrücken stand, kündigte sich der Tag milde an, milder sogar als die vorausgegangenen. Hadhuin ging in Marschrichtung gesehen rechtsseitig des Bachs, und je mehr sich das Tal nach Osten hin öffnete, desto mehr Licht drang herein. Vogelstimmen schnarrten und zwitscherten. Nackte Äste reckten sich wie Knochenfinger vor dem fahlen Himmel und malten fremde Zeichen in die Luft. Er fühlte sich versucht, sein Jagdglück aus ihnen zu deuten, aber er war kein Orakelleser, also ließ er es lieber bleiben und folgte seinem inneren Ruf. Unruhe trieb ihn voran, eine geschäftige Vorfreude, genährt von fiebriger Hoffnung auf Beute. Die murmelnde Stimme des Bachs sprach ihm Mut zu und spornte ihn zum Weitergehen an.

Bis sich das Wasser hinter einer Biegung zu einer seichten, fast unbewegten Fläche dehnte, zurückgehalten von schweren, bemoosten Steinbrocken, die seinen Lauf hinderten und so eine natürliche Stauwehr bildeten. Hadhuin war jetzt fast auf der Nordseite des Bergs, das Tageslicht drang nahezu ungehindert durch den von Bäumen dünn besiedelten Geländeeinschnitt. Das Wasser fing einen matten Sonnenstrahl auf und verwandelte ihn in glitzernde Schuppen. Hadhuin wusste: hier und sonst nirgends.

Die glitschigen Steine als Furt benutzend, kreuzte er vorsichtig das Bachbett, ging um das kleine Staubecken herum und setzte sich zur Rast auf einen Felsen, der es von der anderen Seite her begrenzte. Prüfend ließ er den Blick über die Wasserfläche gleiten. Die Lichtverhältnisse schienen günstig, und so beschloss er, seiner Beute an eben dieser Stelle aufzulauern. Er blieb sitzen, wo er war. Und wartete.

Der Tag war, bei aller Milde, ein Wintertag. Das noch im Werden begriffene neue Jahr schien zaghaft und unentschlossen, und einiger Vogelstimmen wegen zu sagen, der Wald erwache zu Leben, wäre eine Übertreibung gewesen. Dass so etwas wie Vorankündigung in der Luft lag, schien trügerisch; niemand konnte mit Bestimmtheit sagen, ob die härtesten Tage nicht etwa bevorstanden, die Faust des Winters sich noch einmal schließen würde, und erbarmungsloser als bisher. Dennoch war es nicht zu leugnen: das Licht erhob sich täglich ein wenig mehr als am Vortag, bis es gegenüber der Dunkelheit die Oberhand gewinnen und der Tag die Nacht an Länge übertreffen würde.

Hadhuin hielt den Blick auf das Wasser gerichtet. Der größte Teil der von ihm einsehbaren Fläche wurde nicht vom Tageslicht überglänzt, so dass er den gräulichen

Untergrund sehen konnte. Tatsächlich blieb ihm nichts zu tun, als zu warten. Und auf Beute zu hoffen. Er fand dies um so zermürender, da er gerade erst eine Enttäuschung hinter sich hatte, mit den Hinden nämlich. Andererseits blieb ihm keine Wahl, als Fischen und Jagen zu lernen, wollte er den kommenden Sommer noch erleben. Also zwang er sich zum Durchhalten.

Und wenn nun irgendein anderes Beutetier in seine Nähe kam, während er hier ohne jede Gewissheit auf Fische wartete? Hadhuin war bemüht, alle Sinne offen zu halten und für jede Veränderung in seiner nächsten Umgebung empfänglich zu sein, als er merkte, wie sich sein schlimmster Feind an ihn heranschlich: Schläfrigkeit. Den ersten Anflug vermochte er noch abzuschütteln, allein indem er seiner gewahr wurde und darüber erschrak. Es war die Erinnerung, vollkommen allein und auf sich gestellt zu sein, die urplötzlich aus den Schattenregionen am äußersten Rand seines Geistes hervorgesprungen kam, sich der Versuchung des Schlafs in den Weg stellte und die Müdigkeit vertrieb. Was, wenn er selbst Beute eines Jägers werden würde, fuhr es ihm durch den Sinn? Mit Schaudern erinnerte er sich an jene Winternächte im Steinbruch, als man in nicht allzuweiter Ferne das Heulen der Wölfe hören konnte.

Jedoch nahm er keinerlei Anzeichen von Gefahr wahr, und bald wiegte er sich erneut in Sicherheit. Und wieder wollte ihn die Müdigkeit übermannen, die sich mit bleierner Schwere auf seine Sinne legte. Hadhuin kämpfte mit aller Macht dagegen an und hätte sich doch am liebsten hinabziehen lassen von dem Gewicht, das seine Lider erschlaffen ließ. Er dachte daran, mit beiden Händen aus dem kalten Wasser zu schöpfen und sein Gesicht damit zu benetzen, um die Müdigkeit zu vertreiben, jedoch war der Fels, auf dem er saß, dafür zu hoch. Er würde ihn verlassen und an einer flacheren Stelle ans Ufer treten müssen. So versuchte er eine Weile vergeblich sich dazu zu überwinden, seinen Sitzplatz aufzugeben. Was ihn davon abhielt, war nicht zuletzt der bequeme Vorwand, dass ihm womöglich gerade beim Verlassen seines Spähsitzes ein Fisch unbemerkt entgehen könnte. Aber eigentlich sollte er ohnehin nicht sitzen. Vielmehr sollte er von vorneherein stehen, denn aus dem Sitzen würde er nicht schießen können.

Und gerade als er sich anschicken wollte aufzustehen, um sich zunächst mit kaltem Wasser zu erfrischen und dann stehend seinen Platz wieder einzunehmen, geschah es. Alarmiert nahm er am linken Rand seines Blickfeldes eine Schattenbewegung wahr. Augenblicklich war er wieder hellwach, festigte den Griff seiner um den Bogen geschlossenen linken Hand und starrte angespannt ins Wasser. Tatsächlich, es war keine Sinnestäuschung, kein Traumbild gewesen: dort schlängelte sich der flinke Leib einer Forelle über den seichten Grund. Sie war diesem farblich viel ähnlicher als Hadhuin erwartet hätte, und das war ihm eine Lehre, seinen Blick zur Enttarnung der Beute zu schärfen. Wer weiß, wie viele Fänge ihm schon entgangen sein mochten, seit er regungslos am Ufer verharrte? Langsam, ganz langsam begann Hadhuin sich aufzurichten, um die schreckhafte Kreatur nicht durch eine heftige Bewegung zu vertreiben, während er aufpasste sie nicht aus den Augen zu verlieren.

Als er fast gerade stand und den Pfeil zum Zielen anlegen wollte, entschwand der Fisch mit einigen heftigen Schwanzstößen seinem Blick. Hadhuin fluchte mit leiser Stimme vor sich hin, überwand aber rasch seine Wut und Enttäuschung. Immerhin war er jetzt sicher, seinen Platz gut ausgewählt zu haben. Nun galt es mehr als zuvor, wachsam zu bleiben. Er legte das hintere Ende des Pfeilschafts mit der dafür vorgesehenen Einkerbung an der Bogensehne an und hielt seine Jagdwaffe schussbereit an der linken Hüfte, während er aufmerksam den Blick auf das erweiterte Bachbett gerichtet hielt.

Was dann geschah, traf ihn völlig unvorbereitet. Das erste, was er wahrnahm, war ein Rascheln im Gesträuch, und als er überrascht den Kopf nach links wandte, sah er einen Bären aus dem sich teilenden Unterholz treten.

Hadhuin wurde starr vor Entsetzen. Regungslos, mit weit aufgerissenen Augen beobachtete er, wie das Tier tapsig die sanft abfallende Böschung herab ans Ufer kam, sich keine zwölf Schritte von ihm entfernt mit gekreuzten Tatzen niederließ und ihn schläfrig anblinzelte, scheinbar ohne jeden Argwohn. Hadhuin wagte kaum zu atmen. Was sollte er tun? Davonlaufen? Weiter ruhig stehenbleiben? Oder gar versuchen, den Bären zu erlegen? Die letztere der drei Möglichkeiten schien ihm beim Anblick des dicken, braunen Winterpelzes verlockend; allein, ein flüchtiger Blick auf die dünne Holzspitze seines nach wie vor schussbereit angelegten Pfeils hielt ihn von der Umsetzung ab. Wenn, dann müsste er die Bestie mit einem einzigen Schuss töten oder zumindest kampfunfähig machen. Würde sie ihn zum Kampf gereizt anfallen, hätte er nur noch seinen Dolch zur Verteidigung, und wenngleich dieser sicherlich nicht weniger scharf war als die Bärenkrallen, war sein Gegner doch zweifellos geübter im Waffengang als er selbst.

Kalter Schweiß trat ihm auf die Stirn, als der braune Koloss sich wieder auf alle vier Tatzen aufrichtete. Einen Augenblick lang sah es so aus, als wolle er direkt auf ihn zukommen, aber stattdessen begann er ins seichte Wasser zu waten und das vom Gesträuch überschattete Ufer abzusuchen. Hadhuin begann etwas Mut zu schöpfen, da der Bär weiterhin keine Notiz von ihm zu nehmen schien. Sollte er es wagen? Ein gezielter Schuss in eines der schwarzen, tiefliegenden Augen, wo das massige Tier am verwundbarsten war? Und was dann? Würde es, rasend vor Pein, seinen Angreifer anfallen? Als der Bär mitten im Wasser stehenblieb, ihm erneut zugewandt und nur wenige Armeslängen vorn ihm entfernt, wurde Hadhuin schlagartig klar, dass er handeln musste. Ohne zu überlegen, begann er die knarrende Sehne zu spannen und mit der Pfeilspitze auf das linke Auge zu zielen. Der Bär hob den Kopf und richtete seinen Blick auf Hadhuin, deutlich sah er den Glanz beider Augen und der feuchtschwarzen Nase; auch nahm er jetzt den strengen Geruch wahr und hörte ein tiefes Brummen, das lauter und lauter wurde während er die Bogensehne bis zum Äußersten spannte, aber zum Schuss kam es nicht mehr, denn plötzlich bebte der Fels unter ihm – aber nicht nur der Fels, alles um ihn herum begann zu beben, und das Brummen wurde zu einem Grollen, und es kam auch nicht aus der Bärenkehle, sondern aus den Tiefen der erschauernden Erde.

Das Beben verebte, und der Bär schaute wie verwundert um sich. Dann tauschte er einen kurzen Blick mit dem nicht minder verblüfften Hadhuin, verließ mit einem beleidigten Grummeln das Wasser und stapfte ohne sich noch einmal umzudrehen durch das Unterholz davon, in der gleichen Richtung aus der er auch gekommen war.

Hadhuin brauchte lange, um sich aus seiner Erstarrung zu lösen, oder wenigstens kam es ihm selbst so vor. Bäche von Schweiß liefen ihm über die Stirn und aus den Achselhöhlen, während er langsam den Bogen sinken ließ. Vorsichtig stieg er von dem Fels herunter, ging zum nächststehenden Baum und ließ sich von einem Schwindelgefühl übermannt nieder. Mit dem Rücken an den Stamm gelehnt schnappte er nach Luft und wartete, bis sich sein Herzschlag wieder beruhigt hatte.

Was? Was bei allen Dämonen der Unterwelt hatte das nur zu bedeuten? Hadhuin krallte die Finger der linken Hand in den Boden, während er sich mit der rechten über die Stirn fuhr, und schickte im Geist ein Dankgebet an Gnidhr; denn was immer den Buckligen bewogen haben mochte, seinen Hammer gerade jetzt zu schwingen, für ihn kam es genau im rechten Augenblick. Sein Jagdeifer war ihm jedoch erst einmal vergangen. Er rappelte sich wieder auf, und ehe er seinen Bogen nahm um den Rückweg zu seinem Versteck anzutreten, stillte er seinen brennenden Durst mit einem langen, ausgiebigen Trunk des kalten Bachwassers.

Ein Bär! wollte es ihm nicht mehr aus dem Kopf gehen, während er von dem Schock einigermaßen erholt, und erleichtert über den glimpflichen Verlauf der Begegnung, beschleunigten Schrittes talabwärts trabte. Ausgerechnet ein Bär, das letzte, womit er gerechnet hätte! Dabei war es, genau besehen, gar nicht so abwegig, dass der Braune seine Winterruhe unterbrochen hatte. Und dass gerade er, Hadhuin, ihm dabei ins Gehege kommen musste.... auch damit war zu rechnen, mitten in dieser Wildnis.

Hätte er doch nur bessere Pfeilspitzen, fuhr es ihm durch den Sinn. Dann könnte er es wagen, die Spur des Bären bis in seine Höhle aufzunehmen, um ihn dort vielleicht im Schlaf zu überraschen und zu erlegen. Mit den angespitzten Holzschäften aber mochte er es auf einen Versuch nicht ankommen lassen – beim bloßen Gedanken daran sah er sie wirkungslos von dem dicken Fell abgleiten. Sich mit dem Dolch in der Hand an das Tier heranschleichen und ihm rasch einen tödlichen Stoß versetzen? Ein ausgewachsener Bär war kein argloser Maultiertreiber, selbst im Schlaf nicht. Bei diesem Gedanken verdüsterte sich Hadhuins Stimmung, da er sich wie der schändlichste Feigling vorkam.

Das beste wäre eben doch, schnellstmöglich ein Stück Rotwild zu erbeuten. Sicher ließen sich die zersplitterten Knochen zu Pfeilspitzen verarbeiten. Ob diese in ihrer Wirkung tatsächlich verlässlicher waren als zugespitztes und feuergehärtetes Eschenholz, erschien zwar fraglich; aber zumindest hätte er dann einen Fleischvorrat, und die Wirkung der Knochenspitzen könnte er einstweilen anderweitig erproben.

Und wehe dem Dickfellträger, wenn sie sich als tauglich erweisen sollten!

Als er die Talsohle unterhalb seines Verstecks erreichte, fand er sich freudig überrascht, frische Hufabdrücke der Hinden an ihrer üblichen Tränke zu entdecken. Hadhuin schöpfte neuen Mut. Sie mieden also doch nicht das Maultier, das friedlich auf der Weide graste.

Damit war sein Entschluss für den morgigen Tag gefasst. Und um alle Irrtümer dieses Mal von vorneherein zu vermeiden, prüfte er noch einmal die Richtung, aus der die Hirschkühe an das von der Bergflanke aus gesehen jenseitige Ufer des Baches kamen. Besser gesagt, er versuchte es. Denn nur wenige Schritte vom Ufersand entfernt begann sich die Fährte unter seinem ungeübten Blick zu verwischen. Erst als er begann, die gesamte Talweide zu umrunden, entdeckte er an ihrem nördlichen Rand eine ausgetretene Stelle, die sich mit einer Biegung nach Westen zwischen den Baumstämmen weiterschlangelte: ein Wildpfad also. Und nun glaubte Hadhuin seinen gestrigen Fehler zu erkennen: er hatte die Tiere zu nahe am nordöstlichen Rand der Weide abzapfen versucht und ihnen so fast den Weg zum Wasser versperrt.

Mit Bedacht machte er sich jetzt daran, eine geeignetere Stelle zu finden. Er ließ sich Zeit, und der Nachmittag war um einiges fortgeschritten, als er seine Entscheidung getroffen hatte: er würde es vom südlichen Ende her versuchen, verborgen im dunklen Schatten zweier Fichten.

Als er aus dem Schlaf hochschreckte, umgab ihn noch vollkommene Dunkelheit. Nur ein schwacher Glutrest glomm kaum wahrnehmbar aus der Feuerstelle links neben ihm. Hinter sich hörte er die Stute, wie sie unruhig schnaubte und ihre Mähne schüttelte. Scheinbar war es kein Traum gewesen, und die Erde hatte erneut gebebt. Mit aufgestützten Ellbogen und halb aufgerichtetem Oberkörper lauschte er in die Nacht. Er hatte das Gefühl, angenehm lange geschlafen zu haben und folgerte daraus, dass es nicht mehr allzulange dauern konnte bis der Morgen anbrach. Was freilich blieb, war ein Gefühl dumpfer Beklommenheit. Er konnte sich nicht daran erinnern jemals erlebt zu haben, dass die Erde sich zweimal schüttelte noch ehe die Sonne ihre gesamte Bahn durchmessen hatte. Um genau zu sein, hatte er überhaupt noch nie ein Erdbeben erlebt.

Und da geschah es ein weiteres Mal – etwas schwächer als gestern, bachaufwärts am Staubecken, aber deutlich zu spüren als eine Welle des Zitterns, als würde der mächtig hingebreitete Leib der Erde von einem Fieberschauer befallen. Er hörte das Maultier einen Huf auf den Felsboden aufsetzen, wie wenn es Anstalten machte, aufzustehen. Er selbst verharrte regungslos in seiner angespannten Position, mit bis zum äußersten geschärften Sinnen. Und dann erhellte ein Blitz, ähnlich einem Wetterleuchten, die Dunkelheit. Deutlich sah er zu seiner Rechten einen Augenblick lang die ruppige Felswand, ehe sie wieder von der dichten, fast greifbaren Schwärze geschluckt wurden. Hadhuin wartete ab und machte sich auf alles Mögliche gefasst, ohne eine genaue Vorstellung zu haben, was. Aber von nun an blieb alles ruhig und unverändert. Bis sich überraschend der abnehmende Mond hinter einem sich lichtenden Wolkenschleier zeigte. Im dritten Viertel stand er über dem Eingang der Felsnische, kaum hell genug um ihre Ränder fahl zu erleuchten.

Und wengleich er kurz darauf wieder hinter der Wolkenwand verschwand, war an Schlaf nicht mehr zu denken. Seufzend streifte Hadhuin die Felldecke von sich ab und machte sich daran, das Feuer neu zu entfachen.

Er wartete, bis der Nachthimmel verblasst war und sich die orangeroten Flammen vor dem einförmigen Grau abzeichneten, das seit seiner Ankunft vor einem halben Monat kaum eine Veränderung erfahren hatte. Einmal noch ließ sich der Mond kurz durch einen Riss in der Wolkendecke sehen, bereits auf halbem Weg zum Horizont. Als die Stute, ihrer Gewohnheit folgend, sich auf den Weg ins Tal machen wollte, hielt Hadhuin sie zurück, um ihr zuvor noch die Morgenmilch abzumelken. Kurze Zeit später folgte er ihr hinab, den Magen wohligh gefüllt mit Brei, womit sein Hunger für die nächsten Stunden gestillt war.

Er sah sich vor, auch den Schafsbalg dabeizuhaben, den er am Bach mit Wasser füllte. Sein Versteck unter den Fichten lag ein gutes Stück vom Ufer entfernt, und er wollte es auf keinen Fall verlassen müssen, es sei denn, um sich seiner niedergestreckten Beute zu bemächtigen.

Und wieder begann das Warten. Hadhuin musste sich eingestehen, dass er sich das Jägerdasein anders vorgestellt hatte. Aber sein Urteil war verfrüht, da er das Beuteglück noch nicht kannte, zweifellos eine Quelle der Freude und des Ansporns, während alles, was ihn derzeit antrieb, in bitterer Notwendigkeit begründet lag. Bogen und Pfeil schussbereit an der Hüfte, verschanzte er sich hinter dem linken der beiden Fichtenstämme. Die tiefhängenden, von der Last dunkelgrüner Nadeln schweren Äste gaben ihm ein Gefühl der Sicherheit, da er sich von der Tränke aus gesehen in dichtes Dunkel gehüllt wähnte. Hadhuin wusste, dass die Hinden immer erst gegen Mittag kamen. Den Zeitpunkt, sich auf die Lauer zu legen, hatte er dennoch früh gewählt, um sie auch ja nicht zu verpassen.

Indem der Morgen voranschritt, ging in der Luft eine Veränderung vor sich. Die Wolkendecke wurde dünner und begann aufzureißen wie ein fadenscheiniges Tuch. Immer größere Blacken pastellblauen Himmels wurden sichtbar. Mehrmals wurden die umliegenden Bergrücken von Licht gestreift, und als die Sonne zum ersten Mal ungehindert ins Tal schien, knapp über den Gipfel des Berges zu seiner Rechten hinweg, flammte die Grasnarbe von der gegenüberliegenden Seite her auf wie smaragdfarbenes Feuer. Hadhuin, der seit langem keine so leuchtenden Farben mehr gesehen hatte, sog den Anblick in sich auf wie ausgetrocknete Erde den Regen im Sommer. Er war so gebannt davon, dass er nicht einmal den Fischotter bemerkte, der vom Bach her die Wiese kreuzend auf ihn zukam.

Dabei war er mit seinem dunklen Fell wahrhaftig nicht zu übersehen auf der ausgedehnten Grasfläche, selbst da wo noch kein Sonnenlicht hinfiel. Hadhuin erschrak fast zu Tode, als er sich plötzlich auf die Hinterbeine aufrichtete und den Kopf nach vorne

streckte, als würde er neugierig an seiner linken Schulter vorbei ins Unterholz spähen. Und aus dieser Richtung meinte er jetzt auch ein leises Knacken zu vernehmen. Zugleich nahm er wahr, wie der Otter den Kopf ein wenig anhub, und Hadhuin begann Zusammenhänge zu erfassen, ohne sie zu verstehen. Blitzschnell wandte er sich nach links, zielte mit gespanntem Bogen in die vom Otter anvisierte Richtung und sah gerade noch einen Schatten aus den Ästen der am nächsten stehenden Buche in den Wipfel der Fichte huschen, hinter deren Stamm er sich verborgen hielt. Er folgte der Bewegung mit dem schussbereiten Pfeil, und dann sah er zu seinem Entsetzen zwei rote Augen aus dem Dunkel des Nadelgehölzes auf ihn herabglühen. Hadhuin konnte kaum die Konturen einer hockenden Gestalt erahnen, so sehr nahm der von einem abgrundtiefen Hass erfüllte Blick seine Aufmerksamkeit in Anspruch. Er meinte förmlich zu spüren, wie ihm das Blut in den Adern gerann.

Und plötzlich rannte er. Zuvor ließ er noch den Pfeil von der Sehne surren, genau auf das glühende Augenpaar zu, aber dann rannte er, rannte wie noch nie in seinem Leben. Im gleichen Moment, als er zwischen den Fichtenstämmen hervor auf die ungedeckte Wiese schnellte, tat der Otter einen enormen Sprung in die entgegengesetzte Richtung, knapp an ihm vorbei in den Fichtenschatten hinein. Hadhuin registrierte erst jetzt die merkwürdige Graufärbung des linken Auges, und selbst in seiner plötzlichen Gehetztheit blieb ihm noch Zeit sich darüber zu wundern.

Während er mit mächtigen Schritten auf den gegenüberliegenden Rand der Talweide und das Ufer des Bachs zuhielt, hörte er hinter sich zwei Schreie. Einer erinnerte ihn an das Quieken eines Schweins, der andere dagegen klang so entsetzlich, dass er keinem Vergleich standhielt. Er war kehlig wie der eines Raubtiers, aber keines dem ein Mensch je begegnet wäre. Hass lag darin, unaussprechlicher Hass, und Wut. Aber auch Agonie. Hadhuins rechte, jetzt freie Hand fuhr unwillkürlich an die Hüfte, da wo der Dolch am Gürtel hätte stecken sollen. Und erst jetzt merkte er, dass er ihn gar nicht dabei hatte.

Wasser spritzte nach allen Seiten, als er in Windeseile das flache Bachbett durchquerte, und hinter sich hörte er weiter den grässlichen Raubtierschrei und etwas, was er als Kampfgetümmel deutete. Mit einer Viertelwendung nach rechts begann er keuchend den Hang zu erklimmen. Er hatte nur einen Gedanken: sein Versteck zu erreichen. Wo der Dolch lag. Und wo ein Feuer brannte.

Er kam nicht weit. Und eigentlich war es ein Wunder, dass er in seiner panischen Angst nicht blind weiterrannte, auf ein weiteres Paar rotglühender Augen zu, das vom Hang her auf ihn herabstarrte, und der ihm zugehörigen geduckten Schattengestalt in die Fänge. Als er sich nach links wenden wollte und dort genau das gleiche zu sehen bekam, glaubte er sein Ende gekommen. Er konnte ein jämmerliches Wimmern nicht unterdrücken, als er sich umwandte um wieder hangabwärts zu rennen. Er dachte noch, was für ein Irrsinn es sei, gestreckten Schrittes einen Berg hinunterzulaufen, auf ein zum Teil von Felsbrocken gesäumtes Bachufer zu. Es war das letzte was er dachte ehe er über eine Baumwurzel stolperte und vornüber schlug, während ein gewaltiger Eber mit blutigen, in ihrer Überlänge schier grotesken Hauern über den Bachlauf hinweg auf ihn zugejagt kam.

E S W A R nur das linke gewesen. Das rechte, erinnerte er sich, war schwarz, oder schwarzbraun, und nichts daran deutete auf eine widernatürliche Verfärbung hin. Das linke dagegen war grau und von bläulichen Schlieren durchzogen, auch schien es glasartig und starr, und nicht zuletzt blind. Hadhuins Schädel dröhnte von innen heraus, und von allen Dingen die seinen halb betäubten Sinn hätten beherrschen können, war es das graublau-äugige Auge eines Fischotters.

Dann hörte er das Knacken eines Kienspans, was ihn einerseits mit Dankbarkeit erfüllte. Es war aber auch alarmierend, weil zwangsläufig jemand anders als er selbst sich um das Feuer gekümmert haben musste. Mit einer gewaltigen Anstrengung zwang er sich, die schmerzenden Lider auseinanderzureißen.

Das Feuer brannte, wie er vermutet hätte, rechts von ihm. Draußen dämmerte es. Ein kurzer Blick nach oben genügte, um den vertrauten Umriss der Felsauskrugung zu erkennen, unter der sein Versteck lag. Sich selbst fand er sorgsam von oben bis unten verumumt. Irgendwer meinte es scheinbar gut mit ihm. Aber wer? Mit einem leisen Stöhnen versuchte er, den Oberkörper aufzurichten. Eine breite Hand packte ihn bei der linken Schulter und zog ihn sanft, aber bestimmt auf sein Fellager zurück, während er noch spürte, wie es im Nackenbereich mit einem weiteren Fell aufgepolstert wurde, so dass sein Kopf etwas erhöht zu liegen kam. Gerade hoch genug, um vorsichtig an der Öffnung des Schafsbalgs nippen zu können, der ihm an die Lippen gesetzt wurde. Aber die Milch, die er enthielt, schmeckte verdorben. Hadhuin spuckte sie angewidert von sich.

Und da war es wieder, das Auge, nicht weit von seinem Gesicht entfernt, als jemand sich von hinten über ihn beugte.

„Trink!“ befahl eine Stimme, und der Schafsbalg wurde ihm mit solcher Bestimmtheit ans Kinn gedrückt, dass er sich nicht zu helfen wusste. Er trank. Langsam, in kleinen Schlucken, leerte er nach und nach das halbe Gefäß. Zu Beginn kostete es ihn einige Überwindung, aber die Hand, die ihm das Gesöff darreichte, war unnachgiebig.

Das rechte und, wie es den Anschein hatte, gesunde Auge musterte ihn mit einem prüfendem Blick, und als Hadhuin röchelnd zu einer Frage ansetzen wollte, legte sich ein langer, knochiger Finger vor einen inmitten von grauem Bartgestrüpp gerundeten Mund.

„Shhhhhhh!“ war alles was er hörte. „Jetzt musst du schlafen.“

Mehr als nach einem Befehl, klang es wie eine Verlockung. Erleichtert gab Hadhuin allen Widerstand auf und ließ sich in einen See tiefer Trunkenheit sinken, dem Schlaf entgegen, der am Grund auf ihn wartete.

Als er aufwachte, war es heller Tag. Hadhuin lag auf der rechten Körperseite, und das erste was er sah, war das munter flackernde Feuer. Und plötzlich wurde ihm auch bewusst, was genau ihn aus dem Schlaf geholt hatte, nämlich der Hunger. Was ihn darauf brachte, waren das Zischeln in die Flammen tropfelnden Fetts und der dazugehörige Duft – der nach geröstetem Fleisch!

Jetzt hielt ihn nichts mehr am Boden. Mühelos und ohne irgendwelche Schmerzen zu verspüren, stemmte er sich zunächst auf den Ellbogen und warf die Felldecke von sich. Tatsächlich, über dem Feuer wurde ein Braten gedreht. Hadhuin stand auf und tat verblüfft zwei Schritte rückwärts.

Prompt wurde ihm schwindlig. Schwärze umwölkte in Form aus dem Nichts schießender Punkte seine Augen, und er fühlte wie er nach hinten kippte. Noch ehe er die Arme ausstrecken konnte um den Fall abzufangen, fühlte er sich von einer kräftigen, von rechts kommenden Hand gepackt und nach vorne gezogen.

„Hooo.... nicht so hastig, Freund Hadhuin. Auch die tapfersten Krieger müssen von ihren Wunden genesen. Setz dich wieder, langsam, so ist es gut. Geht es schon besser? Hier, trink einen Schluck Wasser. Und rühr dich nicht mehr von deinem Platz, ehe du dich

am Fleisch dieses frisch erlegten Ebers gestärkt hast. Verstanden? Nur ein wenig Geduld noch, er ist fast gar.“

Verwirrt nahm Hadhuin den vollen Krug entgegen.

„Aber...wie...woher...“

„...ich deinen Namen weiß?“ nahm der Graubärtige seine Frage vorweg und lachte wohlwollend. „Keine Sorge, wenn ich ein Jäger entlaufener Sklaven wäre, würdest du jetzt gefesselt auf einem Karren liegen und Richtung Kadhlynaegh rollen. Von mir hast du nichts zu befürchten.“

Hadhuin ließ sich das kalte Wasser durch die Kehle rinnen und fühlte sich augenblicklich besser. Dann versuchte er, sich zu erinnern. Er hatte jagen wollen, ja, aber das wollte er schon länger. Unten am Bach wollte er dem Rotwild auflauern, mit Pfeil und Bogen. Die Spur der Ereignisse führte von da an ins Leere, als er sich hinter den Fichten versteckte. Und warum schmorte jetzt ein Eber über dem Feuer, statt eines Hirschs?

Gedankenverloren fasste er sich an den Kopf, und erst jetzt merkte er, dass er einen Stirnverband trug.

„Ein böser Sturz“, bemerkte der Fremde, der am Kopfende von Hadhuins Lager sitzend den Spieß drehte. „Du hattest Glück, dass ich da war, sonst wärst du womöglich verblutet... aber dafür hätten deine Verfolger ohnehin gesorgt, das kann ich dir versichern.“

Mit der Fingerkuppe strich er etwas Fett von der braunen Fleischkruste und führte es an die prüfenden Lippen.

„Und wo hattest du überhaupt deine Waffe?“

Diese Frage löste bei Hadhuin einen vertrauten Reflex aus, der darin bestand, dass seine rechte Hand an die Hüfte fuhr. Der Dolch! Wo in Khwéals Namen hatte er ihn gelassen? Und hatte er sich diese Frage nicht schon einmal gestellt? Natürlich, als er in Gefahr war, auf der Flucht.

Aber vor wem? Wer waren die genannten Verfolger?

Der Fremde stand auf und machte sich an dem Spieß zu schaffen, indem er ihn mit seinen langen Armen an beiden Enden packte und auf den tragenden, senkrecht zwischen Steinbrocken verankerten Birkenschäften eine Astgabelung höher setzte. Hadhuin staunte über die Kraft und Gewandtheit des Mannes. Der brach jetzt einen Brotfladen auf, den er von einem Stein neben seinem Sitzplatz genommen hatte, und reichte ihm eine der kreisrunden Hälften. Dann begann er lange Streifen gerösteten Fleisches von Lenden und Keulen zu schneiden und häufte sie auf Hadhuins Brothälfte. Und natürlich benutzte er dazu den Dolch, den er aus dem weiten Ärmel seines Gewands hervorgeholt hatte.

Aber Hadhuin war vorläufig für nichts anderes mehr zu interessieren als für das heiße, saftige, knusprig gebratene Fleisch auf dem duftenden, fettgetränkten Brotfladen. Mit Heißhunger machte er sich darüber her und scherte sich einen Kehrlich um alles andere. Auch darum, dass er nun doch keine von ihm selbst erlegte Jagdbeute verzehrte.

Der andere setzte sich ebenfalls zum Essen nieder, jedoch weitaus gelassener als er selbst. Er hat in letzter Zeit wohl keinen Mangel an Fleisch gelitten, dachte Hadhuin, spülte den letzten Mundvoll mit einem Schluck Wasser hinunter und streckte verlangend die Hand nach einem weiteren Stück Brot aus. Der andere reichte ihm einen ganzen Fladen und den Dolch hinterher.

„Von nun an pass besser darauf auf! Diese Waffe ist dein Talisman. Sie ist dir Schild und Schwert in einem. Hörst du?“

Hadhuin hatte den Dolch am dargereichten Griff gepackt, konnte ihn dem Mann aber nicht entwinden. Der hielt ihn fest in seiner linken Hand. An der Klinge, der doppelschneidigen, ohne auch nur um die Breite eines Haares nachzugeben. Die Finger

wie eine Adlerkralle um den blanken Stahl geschlossen. Den vernichtenden Blick aus unbewegter Mine streng auf Hadhuin geheftet.

„Hörst du mich, Sklave, der ein Krieger sein will?“

Hadhuin stammelte mit Schweißperlen auf der Stirn eine Bejahung, und der andere lockerte den Griff, gerade genug, dass er das Messer mit Mühe herausziehen konnte. Dann öffnete sein Gegenüber langsam die Faust, bis die ganze Handinnenfläche von den Fingerspitzen bis zum Handgelenk zu sehen war.

Sie hatte nicht einmal einen Kratzer abbekommen.

Hadhuin ließ den Blick von der Hand zur blanken Klinge, und von dort wieder zur Hand zurückwandern, und dann aufwärts zu dem bärtigen Gesicht mit den schwarzen, borstigen Brauen. Er hätte schwören mögen, dass sich die Lippen unter dem Bart, der sie vollständig überwucherte, zu einem grimmigen Lächeln kräuselten.

Und im nächsten Moment wurde der Mann von einer unsagbaren Heiterkeit befallen. Er warf den Kopf in den Nacken, zeigte mit ausgestrecktem Finger auf Hadhuin und brüllte, dass die Felswände widerhallten. Hadhuin, so beschämt er war und so sehr der Spott ihn stach, konnte trotzdem nicht anders als sich von der plötzlichen Fröhlichkeit anstecken zu lassen. Ein wolkenloser Sommerhimmel hätte nicht heiterer sein können, als der seltsame Fremde es auf einmal war. Und er mit ihm.

„Oh, verzeih bitte!“ gluckste der Mann und wischte sich mit den Ärmeln seines Gewands dicke Tränen aus den Augen. „Aber du hättest eben...“

Widerstandslos wurde der Sprecher von einem neuen Lachanfall überwältigt. Leicht nach vorne gebeugt hielt er sich die auf und ab hüpfenden Seiten, ohne dass ein Laut zu hören gewesen wäre. Das zog sich so lange hin, bis Hadhuin ernsthaft befürchtete, er würde ersticken. Schließlich fing er sich doch wieder, holte tief Luft und schrie seine Erleichterung hinaus.

„Verzeih mir, junger Freund; aber du hättest eben wirklich dein eigenes Gesicht...“

Das Ende des Satzes wurde von der dritten und vorläufig letzten Lachsalve verschluckt, die nicht weniger heftig und andauernd war als die beiden vorausgegangenen. Hadhuin fühlte sich so gelöst, als nähme er an einem Trinkgelage der Götter teil. Er brach das Brot auf, füllte eine Hälfte mit Fleisch und wollte sie seinem neuen Freund und Beschützer reichen, aber der lehnte dankend ab.

„Iss und komm zu Kräften!“ forderte er ihn auf. „Du hast es nötig. Zu lange hast du dich von Milch und Brei ernährt, wie Säuglinge und zahnlose Greise. Kein Wunder, dass dich die Mattigkeit beim Jagen überwältigen wollte.“

Frage man einen Mann, der einen Dolch an der Schneide festhielt ohne sich daran zu verletzen, woher er das wusste? Hadhuin war nicht dumm. Er beschloss, seine Neugierde vorläufig zu zügeln. Angesichts der Macht, die er offensichtlich besaß, wurden selbst der Name und die Herkunft des Mannes zur Nebensache. Es war besser, ihn den Zeitpunkt, seine Identität preiszugeben, selbst wählen zu lassen. Hadhuin wusste, er stand unter seinem Schutz, und das war wichtiger als alles andere.

Während er an seiner zweiten Portion kaute, versuchte er wiederum sich auf die letzten Geschehnisse vor seiner Bewusstlosigkeit zu besinnen. Jemand oder etwas verfolgte ihn, ja. Und auf der Flucht stellte er fest, dass er bis auf Pfeil und Bogen unbewaffnet war. Er hatte, was ihm bis zu diesem Tag noch nie passiert war, vergessen, seinen Dolch zu gürteln. Ohne den er sonst nie auch nur einen Schritt aus seinem Versteck heraus tat. Er musste ihn an der Feuerstelle liegen gelassen haben, deswegen hielt er auf seiner Flucht auch auf die jenseits des Bachs ansteigende Bergflanke zu, besessen von dem Gedanken, an seine einzige auf ihre Wirksamkeit erprobte Waffe zu gelangen.

Und plötzlich hatte er seinen Verfolger vor sich, statt hinter sich. Und dann waren es deren zwei. Nach und nach begann sich das Bild seiner Erinnerung zu einem erkennbaren Ganzen zusammenzufügen. Ein Schauer lief ihm über den Rücken, als er sich jetzt an die stechendem Augen erinnerte, deren hasserfüllte Glut die gesamte nähere Umgebung in solcher Weise verblassen ließ, dass die Gestalt als solche nur als räuberisch geduckter Schatten wahrnehmbar war. Vor diesem Anblick war er geflohen, ja; und nur das grenzenlose Entsetzen, diesen Angreifer jetzt in verdoppelter Gestalt vor sich zu haben, ließ ihn vor lauter Verzweiflung wieder in die Gegenrichtung rennen. Also zurück, seinem ersten Verfolger in die Fänge?

Hadhuin fragte sich erneut, warum es jetzt ausgerechnet ein Eber war, dessen Fleisch er verzehrte. Und dann hielt er einen Moment mit Kauen inne. Hatte nicht auch irgendetwas geschrien? Ja, *etwas* mehr als jemand. Während er zu Ende aß, langsamer jetzt, weil er allmählich satt und träge wurde, versuchte er den Zeitpunkt des Schreis in die Kette der nach und nach von seinem Gedächtnis preisgegebenen Ereignisse einzuordnen.

Denn er hatte ihn nicht am Ende seiner Flucht gehört; also nicht da wo er gestürzt sein musste, sondern eher zu Beginn, am jenseitigen Ufer des Bachs, nahe seines Jagdverstecks. Und es war auch nicht der Schrei eines einzelnen Wesens, es waren zwei einander überlagernde Schreie gewesen. Unwillkürlich schaute er zu dem Fremden auf, der ihn schweigend von seinem Sitzplatz aus beobachtete.

Und als er sein linkes Auge sah, fiel ihm der Fischotter wieder ein.

Hadhuin nahm noch einen kräftigen Schluck Wasser, rutschte ein Stück nach hinten und lehnte sich erschöpft an die Felswand. Jetzt war es erst einmal Zeit, sich einer Zufriedenheit zu überlassen, wie er sie lange nicht mehr gekannt hatte. Dankbar legte er beide Hände auf den wohlgefüllten Bauch und schloss eine Weile die Augen.

„Genug gegessen?“ Die tiefe Stimme schreckte ihn aus seiner Träumerei hoch. „Dann nimm einen Verdauungstrunk. Hier!“

Mit diesen Worten reichte ihm der Bärtige den Schafsbalg dar. Hadhuin nahm ihn entgegen, öffnete ihn und roch argwöhnisch an seinem Inhalt. Er fand seine Befürchtung bestätigt und wollte ihn angewidert zurückreichen, aber der andere verweigerte die Annahme.

„Trink!“ befahl er, und Hadhuin wusste augenblicklich, dass Verweigerung nicht möglich war. Eingeschüchtert setzte er den Balg an die Lippen.

„Trink“, hörte er wieder die Stimme des Mannes, und ihr wohlmeinender Klang vertrieb den Schatten der Demütigung so schnell, wie sie gerade eben noch sein Gemüt damit befangen hatte. „Trink deine Medizin. An den Geschmack wirst du dich schneller gewöhnen, als du glaubst. Und bald wirst du ihn sogar vermissen, denn deine brave Stute wird lange keine Milch mehr geben. Das Wetter schlägt um, Freund Hadhuin. Nicht mehr lange, und die Baumkronen werden klirren vor Frost. Im Übrigen hattest du ausgesprochenes Glück mit dem Tier. Es hat zur Unzeit gefohlt und das Jungtier verloren; wie sonst hätte es überhaupt Milch geben können, zu dieser Zeit des Jahres?“

Auf diese Worte hin nahm sich Hadhuin fest vor, Pendar bei erstbestener Gelegenheit ein Dankopfer darzubringen und saugte tapfer am Balg. Und der Fremde hatte wiederum recht: hatte man sich erst einmal überwunden, konnte man sich an den strengen Geschmack durchaus gewöhnen.

„Ich bin also gestürzt?“ nahm Hadhuin nach einer Weile das Gespräch wieder auf, angeregt von einer inneren Wärme, wie nach dem Genuss von Bier oder Met. „Unten am Bach?“

„Und zwar am diesseitigen Ufer, als du besinnungslos vor Furcht den Hang hinab ranntest“, antwortete der Fremde, ehe er nach einer kurzen Pause noch anfügte: „Nicht, dass du dazu keinen Grund gehabt hättest.“

„Wer waren überhaupt meine Verfolger?“ wollte Hadhuin wissen.

„Bewohner des Waldes“, lautete die knappe Auskunft. „Dass sie dich zuvor nicht behelligten, hast du allein zwei Dingen zu verdanken. Zum einen dem Feuer hier, das du nicht etwa aus einem Stück Holz gebohrt, sondern wie es einem Vandmar geziemt aus einem Eisen geschlagen hast.“

Mit diesen Worten schürte der Mann die Glut auf und legte mehrere Holzstücke nach.

„Flammen von Andrynemas Licht“ murmelte er, als wäre er stolz darauf. „Entfacht vom Atem der Schlange....“

„....und den ersten Vandrimar überbracht von einem Gott“, ergänzte Hadhuin.

„So ist es“, ließ der andere als Bestätigung verlauten. Von Hadhuins Kenntnis der Dinge schien er nicht im mindesten beeindruckt. Seiner Gleichmut war zu entnehmen, dass er nichts anderes erwartet hätte. Was kaum verwunderlich war, denn wer kannte nicht von Kindesbeinen an die Geschichte vom Raub der Züngelnden Flammen durch Faghnar, seither bekannt als Gott des Feuers oder Wandernder Gott?

„Ich tat also gut daran“, sprach Hadhuin weiter, „mich für meine Fahrt mit Feuerstein und Schlageisen zu rüsten, und nicht allein der Kälte wegen. Was nun das zweite betrifft, das zu meinem Schutz vor den Kreaturen des Waldes beitrug....“

„....so hast du längst erraten, worum es sich handelt.“

„Ihr sagtet es mir selbst vor einer Weile: es war der Dolch. Was aber ist so besonders daran, außer dass er wirklich eine vorzügliche Waffe zu sein scheint?“

„Er *ist* eine vorzügliche Waffe. Und mehr als das, wurde die Klinge von dem selben Gott geschmiedet, der einst das Feuer für die Essen der Vandrimar raubte. Wenn du die Klinge ins Licht hältst, spiegelt es sich auf der glatten Oberfläche so hell, als würdest du direkt in die Sonne schauen. Von innen heraus aber leuchtet sie in Andrynemas Licht. Dir ist dieses Licht zu sehen verwehrt, wie du auch äußerlich die Flammen des Herdfeuers nicht von denen eines Feldfeuers unterscheiden könntest. Die Kreaturen des Waldes aber sehen es, und sie fürchten es mehr als alles andere. Das Herdfeuer hast du im Schlageisen mitgenommen. Damit und mit dem Dolch warst du auf deiner Flucht in die Wildnis doppelt geschützt. Was aber geschah, als du dich nur ein einziges Mal ohne deine Waffe vom Feuer entferntest.... Nun ja, du hattest Pech. Denn überdies war der Mond noch nicht untergegangen.“

„Der Mond?“ fragte Hadhuin ungläubig. „Aber was hat der Mond....“

„Ghléan wurde einst von Haeldwyr entthront. Von allen Gestirnen war es sie allein, die den Tag regierte, bis Haeldwyr ihrer Herrschaft mit Gnidhrs Hilfe ein Ende bereitete. Aber in diesen Wäldern, und in der Ebene bis an den Bhréandyr und ans jenseitige Ufer, lebte bis zur Ankunft der Vandrimar ein Volk, das Haeldwyr's Thronraub verurteilte; und wenngleich es sich seiner alles überstrahlenden Macht beugen und sein Gesetz anerkennen musste, huldigte es doch weiterhin Ghléan als der eigentlichen Königin des Firmaments. Die Vandrimar kamen als Statthalter Haeldwyr's und unterjochten das Alte Volk, das sie Laeghtrimar nannten, die Wölfischen. Lange widerstanden die Laeghtrimar, klug, zäh und kämpferisch, stets ihrer Sippe verpflichtet wie das Tier, mit dessen Namen man sie belegte. Aber ihre Tage waren gezählt. Die Vandrimar brachten das Feuer, das Faghnar für sie von der Schlange geraubt hatte, und gegen die darin geschmiedeten Waffen hatten die Waffen der Laeghtrimar so wenig Bestand wie das Licht des Mondes gegen das der Sonne....“

„Ich hörte, die letzten von ihnen flohen, um Tod oder Unterwerfung zu entgehen, auf die Dhirunischen Felder....“

„....deren Zugang seitdem von Faowgh versperrt wird, der geflügelten Schlange, dem Hüter des Feuers, dem Listenreichen – und der dennoch der List eines gewissen Gottes nicht gewachsen war!“

Bei diesen Worten schienen sich wieder die Lippen des Sprechers unter dem Bart zu kräuseln. Hadhuin nahm es wahr als ein eisiges Lächeln, wenn auch etwas gemildert durch den Schalk, der aus dem gesunden der beiden Augen funkelte.

„Bis hierher kennst du die Geschichte, nicht wahr, so wie sie von Alters her überliefert wurde. Was du aber nicht weißt, und was bisher noch keinem Vandmar bekannt ist, ist dass manche der Laeghtrimar aus Ardhirunai zurückkehren, und zwar als Rächer ihres Volkes. Für Haeldwys Licht sind sie blind, und wie in grauer Vorzeit misst allein Ghléan ihre Tage und Nächte. Hüte dich also, wenn du den Mond am Himmel weißt: ob sichtbar oder unsichtbar, leuchtend oder von Wolken verdeckt, sei es bei Tag oder bei Nacht, bei Vollmond wie auch bei Neumond....!“

Hadhuin war sprachlos. Der Mond! Von sich aus wäre er im Leben nicht auf den Gedanken gekommen, Ghléan irgendeine besondere Bedeutung beizumessen. Er freute sich an ihrem Anblick, wenn sie leicht und weiß wie eine Feder über dem Abendrot schwebte; was er weniger schätzte war, wenn sie zu voller Pracht entfaltet den Nachthimmel erhellte und die Welt in silbriges Licht tauchte, das ihn nicht selten um den Schlaf brachte und zudem die Sterne überstrahlte, deren Heerschar ihm einen weitaus überwältigenderen Anblick bot. Wenn das jedoch gerade nicht der Fall war, nahm er sie allenfalls als Randerscheinung wahr, die keinerlei Einfluss auf sein Tun und Lassen hatte.

Und jetzt wurde ihm gesagt, er solle sich vor ihr hüten. Und wie es schien, nicht ohne Grund, wenn er sich an die jüngsten Ereignisse erinnerte.

Hadhuin erhob sich von seinem Sitzplatz und trat an den Rand seiner Felsenwohnung. Der Himmel war wolkenlos, und dem Stand der Sonne nach zu urteilen, schien es früher Nachmittag zu sein. Es war ein absolut windstillter Tag; so weit Hadhuins Auge reichte, waren alle Baumwipfel starr und regungslos. Im Gegensatz zu den windigen, regennassen Tagen, die er seit seiner Ankunft hier verlebt hatte, war die Luft jetzt angenehm trocken und kühl. Dennoch sah es so aus, als würde der Fremde recht behalten, und ein Kälteeinbruch stand bevor. Die Windstille kam Hadhuin trügerisch an, er hatte den Verdacht, dass sich der Wind nur drehte und bald aus der Gegenrichtung wehen würde, also von Osten.

„Das Maultier ist auf der Weide?“ fragte er seinen Gefährten beiläufig, als dieser neben ihn trat. Er fragte mehr um das Schweigen zu brechen als um eine Antwort zu erhalten, die er ohnehin von vorneherein kannte.

„Ja. Lass es grasen, so lange es noch etwas Grün findet, und um so länger wird es dir noch Milch geben können. Spürst du die Veränderung in der Luft?“

„Ich spüre sie. Heute nacht wird es kalt werden, fürchte ich. Vielleicht sollten wir noch Holz heranschaffen, um....“

„Sorge dich darum nicht und überlass das Feuer mir. Ruh dich aus und sieh zu, dass du zu Kräften kommst, du wirst dich nämlich bald wieder auf Fahrt begeben müssen.“

„Aber....“

„Geh, setz dich ans Feuer, oder noch besser leg dich eine Weile hin. Es ist nicht gut für dich, wenn du stehst, du bist immer noch bleich wie eine Fischgräte. Ich gehe derweil die Stute melken. – Und sperr das Maul nicht auf wie ein blökendes Schaf“, empfahl ihm der Bärtige über die Schulter gewandt, während er den Hang hinab stapfte, „davon wirst du auch nicht klüger. Warte bis ich zurück bin, dann erfährst du alles der Reihe nach.“

Die frisch aufgeschürten Flammen zeichneten sich vor dem dämmrigen Blau des Abendhimmels ab, als Hadhuin, aus einem leichten, kurzen Schlaf erwacht, erneut Hunger verspürte und sich die Bissen einzeln aus dem Wildbraten schnitt. Nach wie vor beschäftigten ihn die Ereignisse, die zu seinem Unfall geführt hatten, und wenn er auch

mittlerweile seine Erinnerungen besser geordnet hatte, ergaben sie immer noch kein schlüssiges Bild.

Was ihm am meisten zu denken gab, war das Bild des vor der sonnigen Grasnarbe aufgerichteten Otters.

„Als ich gestern abend aus meiner Bewusstlosigkeit erwachte...“

„Gestern abend?“ lachte der Graubart. „Nein, mein Freund. Du bist in der Morgendämmerung aufgewacht, nicht in der Abenddämmerung.“

„Ich lag die ganze Nacht bewusstlos?“ fragte Hadhuin überrascht.

„Das will ich meinen.“

„Schön. Als ich denn heute...“

„Gestern morgen, Hadhuin. Nicht heute morgen.“

Hadhuin brauchte einige Augenblicke, um die entsprechenden Schlüsse zu ziehen.

„Ich war die ganze Nacht bewusstlos und schlief danach einen ganzen Tag und eine weitere Nacht?“

„Ich sagte dir doch: dein Sturz hätte böse ausgehen können. Ich kam gerade zur rechten Zeit, denn du warst in jedem Fall auf meine Hilfe angewiesen, auch ohne dir den Schädel blutig zu schlagen.“

Fast unmerklich ließ der Sprecher seinen Blick auf den vor Hadhuin liegenden Dolch abgleiten, nicht länger als die Dauer eines Lidschlags. Es genügte, ihn bis auf die Knochen erschauern zu lassen. Schuldbewusst nahm er die Waffe wieder zur Hand, nur um in seiner Verlegenheit weitere Streifen gebratenen Fleisches herunterzuschneiden.

Er musste sich räuspern, ehe er weitersprach.

„Nun, worauf ich hinauswollte: auf die Gefahr, die mir drohte, wurde ich dank eines Fischotters aufmerksam, glaube ich. Er schien keine Furcht zu haben und kam ganz nahe an mich heran. Und, aus irgendeinem Grund scheint es mir – ich meine...“

„Ob ich etwas damit zu tun hatte, meinst du?“

Mit der Antwort schien es der Mann nicht eilig zu haben. Stattdessen lehnte er sich zurück, wobei er offensichtlich keine Schwierigkeiten hatte, es sich an dem unförmigen Felsblock hinter seinem Rücken bequem zu machen, und legte am Rand der Feuerstelle die Füße übereinander. Verschwörerisch funkelte sein gesundes Auge aus dem Halbdunkel, an den Flammen vorbei, deren Flackern es widerspiegelte.

„Da fällt mir ein, ich soll dich von jemandem grüßen. Vor zwei Tagen machte ich seine Bekanntschaft, unweit seiner Höhle, wenige Stunden Fußmarsch bachaufwärts; errätst du, wen ich meine?“

Hadhuin spürte, wie sich seine Nackenhaare sträubten.

„Er lässt dir ausrichten, du mögest dich besser nicht mit ihm anlegen. Er sei drauf und dran gewesen, dir einen Krallenhieb ins Gesicht zu verpassen, als du ihn mit deinen angespitzten Baumruten bedrohtest. Und glaub mir, du kannst von Glück reden, dass er die Trägheit seiner Winterruhe nicht abgeschüttelt hatte, sonst wäre es dir übel ergangen.“

Hadhuin schluckte.

„Nun, es geschah etwas unvorhergesehenes...“

„Oh ja“, lachte der Graubärtige, „das kann ich dir seitens des Bären auch bestätigen!“

„Ihr sprecht also die Sprache der Tiere?“

„Mehr als das, die Sprachen aller Tiere.“

„Wie kam es zu der Begegnung?“

„Rein zufällig trafen wir uns, als ich den Bach heruntergeschwommen kam. Er stand am Ufer und stillte seinen Durst.“

„Ihr seid geschwommen? Im Bach?“

„Zugegeben: der Bhréandyr wäre breiter und tiefer, aber er hätte mich nicht zu dir geführt. Der Gestalt eines Otters genügt das Bachbett aber durchaus.“

Damit erhielt Hadhuin die Antwort, die er mehr oder weniger erwartet hatte. Leicht war sie dennoch nicht zu verarbeiten. Er holte tief Luft und ließ sich das Gehörte eine Weile durch den Kopf gehen, ehe er weitersprach.

„Ihr scheint genau gewusst zu haben, wo Ihr mich finden würdet?“

„Spätestens seit dem Zusammentreffen mit deinem braunhaarigen Freund. Aber ich hätte dich so oder so aufgespürt.“

„Und was verschafft mir die Ehre, wenn ich fragen darf?“

Der andere wand die knöchigen Finger über der Brust ineinander und seufzte.

„Um dir das zu erklären, müsste ich sehr weit ausholen“, brummte er. „Und danach ist mir im Augenblick nicht zumute.“

Nachdem er eine Zeitlang dumpf vor sich hingebütet hatte, sagte Hadhuin:

„Ihr habt mir einen gehörigen Schrecken eingejagt, als Ihr Euch so plötzlich vor mir aufrichtetet...“

„Du warst wirklich sehr unachtsam, vorgestern.“

„...aber ich muss Euch danken, denn sonst wäre ich kaum auf meinen Feind aufmerksam geworden, der mich aus dem Hinterhalt bedrohte.“

„Viel hätte es dir ohnehin nicht genutzt. Ein einzelner Mann könnte kaum etwas ausrichten gegen einen Angreifer wie diesen. Wärest du dagegen mit deiner wichtigsten Waffe gegürtet gewesen, hättest du allein dadurch die Bedrohung abgewehrt.“

„Ich tat also das Richtige, indem ich die Flucht ergriff?“

Der andere machte eine Geste der Gleichgültigkeit.

„Weit wärest du nicht gekommen. Aber zum Glück war ich ja da, und kann zu jedem beliebigen Zeitpunkt eine andere Gestalt annehmen.“

Mit Bauchgrimmen erinnerte sich Hadhuin an die beiden einander überlagernden Schreie hinter seinem Rücken, als er Hals über Kopf davonrannte.

„Mir war, als hörte ich einen Eber“, mutmaßte er zögerlich.

„Dann wird es wohl ein Eber gewesen sein“, versetzte der andere und beugte sich vor, um wie zur Bestätigung eine Rippe aus der Seite des Wildbrets zu brechen. „Aber hörtest du nicht noch etwas anderes?“ fragte er genüsslich kauend, nachdem er es sich wieder behaglich gemacht hatte.

„Bei Gnidhrs verwachsenem Buckel, ich wollte, ich könnte es leugnen!“

„Ein grässlicher Schrei, nicht wahr? Allein, dass du ihn hörtest, darin lag deine Rettung. Es bedeutete nämlich, dass ich der verwunschenen Kreatur die Seiten aufschlitzte und ihr das Herz aus dem Leib pflügte.“

„Ihr meint...“

Hadhuin deutete vage auf die aus dem Schädel des getöteten Ebers ragenden Hauer.

„So ist es. Nur dass meine noch um einiges mächtiger waren, das kann ich dir versichern.“

Verlegen kratzte sich Hadhuin im Nacken.

„Ihr esst von einem Wesen, dessen Gestalt ihr kurz zuvor noch angenommen hattet?“

Gleichgültig schleuderte der Gefragte den abgenagten Knochen über die Schulter und leckte sich die Finger.

„Irgendwelche Einwände?“

„Nicht, solange es Euch nicht nach meinen eigenen Rippen gelüstet.“

„Und warum sonst sollte ich mir die Mühe machen, dich so fürsorglich zu mästen?“

Hadhuin hielt dem Blick des anderen stand und kämpfte, so gut er konnte, gegen den Lachreiz an. Seinem Gegenüber schien es nicht anders zu gehen. Hadhuin sah, wie sein Bauch immer heftiger bebte, bis sie schließlich beide fast im gleichen Moment brüllend aus sich heraus platzten.

Hadhuins Befürchtung erwies sich als begründet: als es vollends dunkel geworden war, legte sich ein Ring von Kälte um die Feuerstelle in der Felsnische. Der Nachthimmel war ein mit Kristallsplittern bestückter Baldachin. Hadhuin rieb sich die Hände unter seinem Überwurf und ging an seinen Platz zurück, wo ihn die von der Felswand reflektierte Wärme empfing.

„Wenn ich es recht verstehe“, nahm er das Gespräch wieder auf, „habt Ihr also noch im Sprung Eure Gestalt gewechselt...?“

„Eine bessere Möglichkeit, deinen Angreifer zu überraschen, hätte es kaum geben können. Ich fiel ihn sozusagen aus dem Nichts an.“

„Der Kampf kann nicht lange gedauert haben.“

„Bah, Kampf...“

„Ein sehr ungleicher, nehme ich an, wenn einer der Gegner unsterblich ist...“

„Täusche dich nicht: der andere ist es gewissermaßen auch. Er wird wiederkehren, und seine beiden Gefährten ebenfalls!“

„Sie.... *starben* auf die gleiche Weise?“

„Wenn man es so sagen will, ja. Zumindest auf eine sehr ähnliche. Morgen zeige ich dir, was von ihrer bisherigen Erscheinung übrigblieb.“

Mit diesen Worten wickelte sich Faghnar fester in seinen Umhang und rutschte ein Stück nach vorne, bis nur noch sein Kopf von dem Fels gestützt wurde.

„Aber jetzt leg dich schlafen! Bald wirst du dich auf den Weg machen und wieder auf dich alleine gestellt sein. Bis dahin Sorge dich um nichts. Du weißt ja jetzt, unter wessen Schutz du stehst.“

Hadhuin war erneut müde geworden, weswegen er sich diesen Rat nicht zweimal erteilen ließ. Wenig später lag er wohligh in seine Felle verummt und glitt sanft in einen tiefen, traumlosen Schlummer. Das Schnauben des Maultiers und das Knistern des Feuers, bewacht vom Feuergott selbst, waren das letzte was er an diesem Abend wahrnahm.

Bald nach Tagesanbruch schritten sie gemeinsam den Schauplatz des in jeder Hinsicht ungleichen Kampfes ab, bei dem drei mit übermenschlichen Kräften ausgestattete Angreifer eines unzureichend bewaffneten Mannes wiederum von einem einzelnen, aber deutlich überlegenen Verteidiger überrascht worden waren. Fast am Fuß des Berghangs angelangt, da wo er sanft zum Bachufer hin auslief, deutete Faghnar auf eine rot verfärbte Stelle am Boden.

„Eine Blutlache?“ fragte Hadhuin und schaute überrascht um sich. „Das ist alles?“

Faghnar nickte.

„Die Kreaturen, die dich angriffen, sind nicht körperlos. Aber fast.“

„Was verleiht ihnen Bestand, wenn nicht ihr Körper?“

„Ihr zielgerichteter Wille. Ihr blinder, durch nichts zu besänftigender Hass. Diese Wesen sind eigentlich tot. Einst waren sie gewöhnliche Menschen, so wie du; aber das ist länger her als die natürliche Zeitspanne eines menschlichen Lebens auch nur annähernd umfassen könnte...“

„Und dennoch bestehen sie fort? Wie ist das möglich?“

„Auf den Dhirunischen Feldern, wo sie weilten, vergeht die Zeit langsamer als hier. Viel langsamer.“

Hadhuin blickte seinen Begleiter an und war sich keineswegs sicher, ob er ihn richtig verstand.

„Sie sind Widergänger“, erklärte Faghnar weiter. „Purer Lebenswille, genährt aus dem brennenden Wunsch nach Rache. Ihre äußere Erscheinung kannst du einer Windhexe vergleichen: was du siehst, sind im Kreis herumwirbelnde Blätter, aber die treibende Kraft

ist der Wind, ohne den sie wieder in sich zusammenfallen. Wo immer sich dieses Schauspiel wiederholt, ist es derselbe Wind, der es erzeugt. Wenn auch mit anderen Blättern, oder mit Staub, oder womit auch immer. So werden auch die von mir Getöteten zu einer neuen Körperlichkeit zurückfinden. – Komm, ich zeige dir die andere Kampfstätte!“

Jenseits des Bachbetts bot sich ihnen im Fichtenschatten, wo der erste Kampf stattgefunden hatte, genau das gleiche Bild. Mit dem einzigen Unterschied, dass die Blutlache hier kleiner war, denn sie stammte von einem, nicht zwei Angreifern. Hadhuin inspizierte sie eine Weile nachdenklich, mit einem Knie auf den Boden gestützt. Dann trat er hinaus auf die freie Lichtung und richtete suchend den Blick gen Himmel. Fahl, aber scharf umrissen zeichnete sich vor dem stählernen Blau das Halbrund des Mondes ab. Hadhuin fand es schwierig, den Anblick mit einer drohenden Gefahr in Verbindung zu bringen.

Es überraschte ihn nicht dass Faghnar, der neben ihm getreten war, seine Gedanken erriet.

„Der Mond ist kein Unheilbringer“, gab er zu bedenken. „Ghléan ruft dir nur in Erinnerung, dass *sie* einst die Tage und Nächte maß. Und wenn du klug und aufmerksam genug bist, ihren Haeldwyr gegenüber verzögerten Lauf zu beobachten, kannst du im Gegenteil das Unheil sogar meiden.“

„Was muss ich hierfür noch beherzigen?“

„Wärst du nicht im Besitz dieses Dolches, den ich einst für dich schmiedete, würde mein Rat so lauten: meide alles von Menschen nicht in Besitz genommene Land, wann immer der Mond darüber hingehet, gleich in welcher Phase, auch bei Neumond. Weiche nicht von den allseits genutzten Straßen und Wegen ab. Wo der Boden urbar gemacht ist, Zäune gezogen sind oder ein Herdfeuer brennt, dort bist du sicher. Mit der Waffe, die du von jetzt an immer bei dir tragen wirst, hast du jedoch nirgends etwas zu befürchten. Die Untoten sind blind ohne den Mond und empfindungslos gegenüber der Sonne, aber sie fürchten nichts mehr als Andrynemas Licht.“

Hadhuin betastete ungläubig den Griff seines seitlich gegürteten Dolchs.

„Du hast ihn – für *mich* geschmiedet?“

„Als ich dich vor gar nicht langer Zeit zum ersten Mal sah, wusste ich, ich würde dich brauchen. Denn wie ich schon zu einem Bekannten aus alten Tagen gesagt habe: seltsame Dinge gehen vor sich in der Welt. Seit gestern hast du eine ungefähre Vorstellung davon. Nun musst du mir versprechen, dass du genau das tun wirst was ich dir sage, auch wenn dir vieles davon unverständlich erscheinen mag. – Komm, lass uns zurückgehen in dein Versteck; am Feuer ist besser plaudern, und ich habe dir noch einiges zu erklären. Zuvor gib mir aber ein letztes Mal dein Messer, ich will mir einen Stab aus der Esche dort schneiden, von der du schon die Zweige für deine Pfeile gebrochen hast...“

Schnee umtanzte Hadhuin, als er am darauffolgenden Tag Richtung Ebene zog, das gepackte Maultier hinter sich an einem groben Strick führend. Große, weiche Flocken schwebten vor dem Wind her, fielen aus dem aschfahl gewordenen Himmel in die Bäume, die ihnen die nackten Äste entgegenreckten und sie wie geöffnete Hände auffingen, als hätten sie den ganzen Winter auf nichts anderes gewartet.

So wurde die Welt allmählich von einem weißen, feinen, aber zusehends dicker werdenden Pelz überzogen. Es war so still, dass Hadhuin das Fallen des Schnees hören könnte, als er am Ufer eines seichten Bachs rastete. Neben ihm bogen sich die Ranken einer wilden Rose, die immer noch an der vorjährigen Last ihrer leuchtend roten, an der Spitze mit einem schwarzen Tupfer versehenen Früchte trug. Sachte häufte sich

kristalliner Flaum darauf, begleitet von einem kaum wahrnehmbaren, richtungslosen, allgegenwärtigen Flüstern. Selbstvergessen träumte der Wald und lauschte in sich hinein. Hadhuin tat es ihm gleich. Er saß am Grund eines schmalen Tals im Schutz ausladender Eichen und fühlte sich sicher. Für kurze Zeit gestattete er es sich, seine Aufmerksamkeit schweifen zu lassen und auf nichts bestimmtes zu richten.

Das Leben war eine seltsame Angelegenheit. Seine Anfänge verloren sich im Nebel des Vergessens, seine Spur führte ins Nichts und der Schatten der Unwissenheit begrenzte es von allen Seiten. Sein Dasein als Sklave war das einzige, was Hadhuin kannte. Er konnte sich weder an Vater noch Mutter erinnern. Irgendwann fand er sich wieder im Fluss des Lebens, als Kind, aber wie er hineingelangt war, wusste er nicht. Niemand hatte es ihm je verraten.

Auch nicht der Gott, der sich ihm plötzlich offenbart hatte, der vor ihm getreten war, ohne dass er ihn je beschworen hätte, im Gegensatz zu den vielen anderen Göttern und Göttinnen, die er in seinem Leben schon um Beistand angerufen hatte. Sie alle hüllten sich in Unsichtbarkeit und Schweigen, aber als er am wenigsten darauf gefasst war, hatte er auf einmal Faghnar an seiner Seite, den Wanderer, den Feuerdieb, der den Drachen beschlich, unsterblicher Unheilstifter und Beschützer der Menschen. Jetzt wusste er, dass all sein Tun und Handeln an die Beschlüsse dieses Gottes geknüpft waren, dass sogar die Entscheidungen, die er selbst getroffen zu haben meinte, von ihm provoziert worden waren. Und das war im Grunde auch schon alles, was er wusste.

Warum gerade er? Auch darüber hatte der Gott nichts verlauten lassen. Ihm blieb nichts, als sich zu fügen. Und sich zu fragen, ob er von sich aus je seinen Herrn in Kadhlynaegh verlassen hätte, wäre es nicht zuvor – ohne sein Wissen! – zu einer Begegnung mit Faghnar gekommen. Andererseits: war es von Belang? Dass der Gott ihn ausersehen hatte, ihn unter allen Freien und Unfreien, war es nicht Auszeichnung genug? Hätte Faghnar den Wunsch nach Freiheit in die Brust eines Schwächlings gesetzt? Mit Sicherheit nicht. Hadhuin war überzeugt: wenn er jetzt alleine und ganz auf sich gestellt die winterliche Wildnis durchstreifte, dann nur weil es seinem innersten Wesen entsprach. Er musste irrtümlich in den Sklavenstand geboren worden sein, denn Bridhna hatte ihm das Herz eines Kriegers mitgegeben.

Das Schlagen ungeduldiger Flügel riss ihn aus seiner Grübeleien. Mit schnarrender Stimme erhob sich ein Rabe aus dem Geäst über ihm, zog eine Schleife über den Baumkronen und nahm dann eine Richtung auf, die Hadhuins bisherigen Weg mit einer leichten Wendung nach Nordosten fortzusetzen schien. Das war das vereinbarte Zeichen. Faghnar hatte ihn angewiesen, dem ersten Raben zu folgen den er zu sehen bekäme. Ohne weitere Verzögerung nahm Hadhuin seinen Marsch wieder auf.

Zunächst folgte er dem Bachlauf. Der Flug des Raben hatte in schnurgerader Linie die Bergflanke gekreuzt, die Hadhuins Einschätzung nach von dem Bach in einer ausladenden Biegung umrundet wurde. Dies entsprach nicht ganz den Gegebenheiten, wie sich herausstellte, denn an einem Punkt, der vom Rastplatz aus nicht einsehbar gewesen war, folgte das Wasser der Geländeneigung mit einer scharfen Wendung nach rechts. Sein Lauf war schmal genug, dass Hadhuin mit einem beherzten Sprung übersetzen konnte. Dabei glitt ihm das Seil aus der Hand, an dem er das Maultier führte, aber die Stute folgte ihm bereitwillig. Nun ließ er das Bachbett hinter sich und hielt auf der rückwärtigen Flanke auf den tiefsten Punkt zwischen dieser und der benachbarten Bergkuppe zu.

Der Schnee fiel unterdessen immer dichter. Als das Gelände sanft auslief und sich abwärts zu neigen begann, zeichnete sich hinter den Baumstämmen ein langgezogener Bergkamm ab, wobei die unregelmäßige, von blattlosen, beschneiten Baumkronen gebildete Linie in dem alles gleichmachenden Weiß nur schwer zu erkennen war. Der

davor hingebreitete, lichte Talgrund schien ungewöhnlich glatt und eben. Schneegestöber wirbelten darüber hin wie plündernde Horden, getrieben von einem eisigen Wind, der erbarmungslos in die ungeschützt daliegende Talschneise einfiel. Hadhuin musste unwillkürlich an das Gleichnis denken, mit dessen Hilfe ihm Faghnar die wandelbare Körperlichkeit der Untoten erklärt hatte, und griff verstohlen in Hüftnähe nach seiner Waffe, seinem Talisman.

Er wusste, dass sein Weg ihn rechts herum führen würde, und genau so bestätigte es ihm der Flug des Raben. Als hätte er nur darauf gewartet, ihm das Zeichen geben zu können, kam der Vogel die Talschneise entlanggeflogen, sich mit kräftigen Flügelschlägen gegen den Wind stemmend. Mit seinem kohlschwarzen Gefieder war er selbst im dichtesten Schnee nicht zu übersehen. Er zog seine Bahn fast auf Bodenhöhe, was Hadhuin als Hinweis deutete, seinen Marsch am Talgrund fortzusetzen statt auf halber Berghöhe.

Unten angekommen, griff Hadhuin nach einem langen, abgebrochenen Aststück, das er aus dem frischen Schnee ragen sah, und näherte sich dem Rand der weißen, ausgedehnten Fläche, die den größeren Teil des Tals einnahm. Sie grenzte sich entlang einer großzügig geschwungenen Linie gegen die sanfte Böschung ab, in deren Nähe sie büschelweise von steifgefrorenem Rohr durchstoßen wurde. Prüfend ließ Hadhuin das dünnere Ende des Asts darübergleiten, und schon unter dem geringsten Druck begann die Eisdecke nachzugeben. Knackend verzweigten sich Risse, aus denen das Wasser des darunterliegenden Sees an die Oberfläche trat.

Hadhuin hielt sich nach rechts, am Ufer entlang, und benutzte den Ast fortan als Wanderstab. Eiskalter Wind schnitt ihm ins Gesicht, und mehrmals musste er sich mit dem weiten Ärmel seines Überwurfs Tränen aus den Augenwinkeln wischen. Fluchend stapfte er voran und tat sein möglichstes, dem dichten Geäst des Unterholzes auszuweichen. Die Stute trottete ihm geduldig hinterher und schüttelte sich hin und wieder den Schnee aus der Mähne. Er war froh, ihr Schnauben zu hören; es bedeutete ihm Leben, Wärme und Zugehörigkeit und war das einzige, was ihm inmitten der winterlichen Ödnis Trost und Hoffnung spendete.

Bis er wieder das Krächzen des Raben hörte. Hadhuin hob gerade noch rechtzeitig den Blick, um ihn aus dem Geäst über ihm davonfliegen zu sehen, geradewegs aus der Talschneise heraus auf einen Bergrücken zu, der sich in der Ferne wie ein dunkles Bollwerk erhob. Ohne recht zu wissen, warum, hatte Hadhuin es plötzlich eilig; bald würde es dämmern, ja, aber welche Zuflucht durfte er hoffen zu erreichen, ehe die Nacht hereinbrach? Er wandte sich vom Ufer des Sees ab, den er etwa zu einem Viertel umrundet hatte, und machte eine Anstrengung, seinen Schritt zu beschleunigen.

Der Berg vor ihm stemmte sich in den Horizont, als hätte er die Last der Himmelskuppel zu tragen. Er schien nicht viel höher zu sein als die Berge der Umgegend, dafür jedoch umso breiter und massiger. Als der Waldboden allmählich anzusteigen begann, nahm Hadhuin den Hang weitaus gedehnter wahr als die Bergflanken, die er auf seiner Wanderung bisher beschritten hatte.

Er ging jetzt im Windschatten, aber die bittere Kälte wurde dadurch kaum gemildert. Der Schneefall hatte indessen nachgelassen, nur wenige Flocken wirbelten noch um die nackten Stämme herum. Die Bäume standen umso dichter, je weiter er das langgezogene Tal hinter sich ließ, und zu Beginn machte er sich noch vor, dass daher auch das vage Zwielflicht käme. Immer wieder schickte er bange, prüfende Blicke durch das Astgewirr über ihm, bis es irgendwann nicht mehr zu leugnen war: das Grau, das vom dünnen Gestänge der Baumkronen wie ein Baldachin getragen wurde, hatte sich um eine Spur verdunkelt.

Und mit einem Mal wurde er von einer Hoffnungslosigkeit befallen, wie er sie seit Beginn seiner Flucht nicht gekannt hatte. Was war er nur für ein Narr: sein sicheres Waldversteck zu verlassen und im Schnee einem Raben hinterherzulaufen, weil irgendein Unbekannter sich als Feuergott auszugeben verstand! Wie hatte er so dumm sein können, auf solch eine Hochstapelei hereinzufallen? Wie konnte er nur den unsinnigen Anweisungen eines Fremden Folge leisten? Er, Hadhuin, geboren in den Stand der Sklaven und ausgezogen, ein Krieger zu werden? Fast hätte er seine Bitternis laut hinausgelacht. Und was hieß das überhaupt, *einen* Raben zu verfolgen? Wie konnte er sicher sein, dass es nicht jedesmal ein anderer war? Als gäbe es nicht genug Aasvögel in der Welt.

Dämmerung senkte sich herab, langsam, aber unerbittlich, die schattenhafte Vorbotin der Nacht. Sie durchwirkte den trüben Winterhimmel und sickerte durch das kahle Geäst, verwob das Licht mit dem Dunkel, gab dem Wolf die Gestalt eines Hundes. Und umgekehrt. Hadhuin lief keuchend weiter bergan, aus Verzweiflung. Er lief bergan, wie er in die Gegenrichtung hätte laufen können, das eine machte so wenig Sinn wie das andere. Oben erwartete ihn der gleiche eisige Wind, der ihm im Tal schon das Gesicht zerschnitten hatte. Hadhuin lief, weil es auch keinen Sinn machte, stehenzubleiben. Er lief und lief, wie er glaubte, immer geradeaus und in Flugrichtung des Raben, den er schon seit geraumer Zeit weder gesehen noch gehört hatte. Trotz aller Kälte rann Schweiß aus seinen Achselhöhlen. Er hörte sich japsen und fürchtete, er würde den Verstand verlieren, oder den Mächten der höllischen Finsternis anheimfallen, oder beides. Er lief, ohne zu wissen warum, geschweige denn, wohin. Dabei verfluchte er den angeblichen Gott und seine Zauberkunststücke, mit denen er ihn geblendet hatte, und ebenso die wahren Götter, die ihm sein erbärmliches Schicksal aufgebürdet hatten. Aber vor allem verfluchte er sich selbst für seine Dummheit. Als er von links einen Schatten schräg an sich vorbeiziehen sah, ließ er ohne zu überlegen den Wanderstab fallen, ebenso den Strick, an dem er das Lasttier führte, und griff nach seinem Dolch. Angespannt lauschte er in die Dämmerung. Als weiter nichts geschah, fragte er sich, ob ihm wohl seine Augen einen Streich gespielt hatten. Oder ob er wirklich langsam verrückt zu werden begann. Vorsichtig ging er weiter; den Dolch in der erhobenen, zum Zustoßen bereiten Rechten, tastete er sich Schritt für Schritt auf einen breiten Schatten zu, der aus dem Halbdunkel wuchs und sich wie ein Gürtel über die Bergflanke zog.